Preisausschreiben

Die Schriftleitung und der Verlag der Zeitschrift „Germanien“, Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens, laden hiermit alle deutschen Vorgeschichtsfreunde ein, sich an einem photographischen Preisausschreiben:

Oberirdische Denkmäler deutscher (germanischer) Vergangenheit

zu beteiligen. Es gelten folgende Bedingungen, und es werden die nachfolgenden Preise ausgesetzt.

A. Bedingungen:

1. Zugelassen sind photographische Aufnahmen in jeder Größe und Anzahl von Liebhaber- und Berufsphotographen. Dabei bitten wir zu beachten, daß der Begriff „Deutschland“ nicht die gegenwärtigen politischen Grenzen des Deutschen Reiches umfaßt, sondern die Grenzen des deutschen Volks- und Kulturbodens bzw. des germanischen Kulturbodens. Alle aufgenommenen Denkmäler müssen Beziehungen zur Zeit des deutschen Eigenglaubens aufweisen. Es muß sich also um Denkmäler handeln, die aus der Zeit vor der völligen Christianisierung der germanischen Völker stammen. Lichtbilder mittelalterlich-christlicher und mittelalterlich-weltlicher Bauwerke können bei der Preisverteilung nicht berücksichtigt werden.
2. Jeder Teilnehmer ist berechtigt, aber nicht verpflichtet, mehrere Aufnahmen einzusenden; doch kann jedem Teilnehmer höchstens ein Preis zuerkannt werden. Auch Bilder, die bereits dem Detmolder Archiv überlassen sind, können eingesandt werden, sofern der Einsender des Bildes über das unbeschränkte Veröffentlichungsrecht des betr. Bildes verfügen kann, dieses Recht also nicht etwa auf das Detmolder Archiv übergegangen ist.
3. Die Einsendungen müssen bis zum 1. Oktober 1933 unter der Anschrift: K. F. Koehler, G.m.b.H., Verlag, Preisausschreiben „Germanien“, Leipzig C 1, Postfach 81, bei dem Verlag eingegangen sein.
4. Alle Einsendungen, die mit einem Preis ausgezeichnet werden, gehen mit allen Rechten in den Besitz des Verlages K. F. Koehler, G. m. b. H., über. Der Verlag behält sich vor, besonders eigenartige und für unsere Kultur bezeichnende Aufnahmen in der Zeitschrift „Germanien“ zu veröffentlichen und dafür ein einmaliges Bildhonorar von RM. 5.— zu bezahlen.
5. Die Preisverteilung erfolgt unter Ausschluß jeglichen Rechtsweges am 1. November 1933 unter Mitarbeit eines Vorgeschichtsforschers, eines Künstlers, eines Mitgliedes der Schriftleitung und des Verlages.

B. Preise:

Ein 1. Preis 100.— RM. in bar
Ein 2. Preis 50.— RM. in bar
Ein 3. Preis 25.— RM. in bar
175.— RM. in bar

Zehn 4. Preise je ein Buch (bzw. Bücher) der Koehler-Verlage im Werte von 10.— RM.

Zwanzig 5. Preise je ein Buch (bzw. Bücher) der Koehler-Verlage im Werte von je 5.— RM.

Die Verteilung der vorstehend erwähnten Preise versteht sich unter der Voraussetzung, daß genügend verwertbare Bilder von den Teilnehmern an dem vorstehenden Preisausschreiben eingesandt werden. Der Verlag behält sich auch hierüber ausschließliche Entscheidung vor.

K. F. Koehler, G. m. b. H. Verlag / Leipzig

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933 Juli / Heuert Heft 7

Freunde germanischer Vorgeschichte und deutsche Sprache

Von W. Schönberger

Diese Frage in unserer Zeitschrift zu erörtern ist durchaus gerechtfertigt. Ihre Vernachlässigung muß bei den Freunden germanischer Vorgeschichte als innerer Widerspruch empfunden werden. Es hat wohl keinen Sinn, den verborgensten Spuren unserer Vorfahren mühevoll nachzuspüren und zugleich den noch lebendigen Lebensstrom, der von ihnen unmittelbar zu uns herabführt, selber durch Unachtsamkeit versiegen und verderben zu lassen: unsere deutsche Sprache!

Der Wunsch, daß sie in der Zeitschrift Germanien nicht das Stiefkind werde, das sie für weiteste Kreise der führenden Schichten ist, veranlaßt meine Ausführungen. Wie ist es heute um unsere deutsche Sprache bestellt? Der gemeine Mann im Volke versteht sie nicht. Sie ist unbrauchbar für den deutschen Dichter, weil deutsches Denken und Fühlen in ihr nicht mehr den artgerechten Ausdruck findet. Der gemeine Mann ist es, der die deutsche Sprache bewahrt und beschützt und mit ihr deutsches Wesen zugleich. Er nennt seine Geräte, seine Pflanzen und Blumen mit deutschen Namen, er faßt seine Gefühle und Gedanken in deutsche Worte. Hätte der Gebildete dieselbe Treue zu deutschem Wesen, wie der gemeine Mann, es stünde anders um das Deutschtum in der Welt! Überall wo vor Jahrhunderten der deutsche Bauer, der deutsche Handwerker unter fremden Völkern sich eine neue Heimat schufen, da sind seine Nachkommen heute noch deutsch, an der Wolga, in Sibirien, in der Dobrudscha, in den Urwäldern Brasiliens usw.! Wo aber der deutsche Gebildete in fremden Landen sich niederließ, da sind seine Kinder schon dem Deutschtum verloren gegangen. Es ist eine Folge unserer Bildungsstätten! Wer sie besucht hat, hat schwersten Schaden erlitten am eigenen deutschen Wesen: Er hat die lebendige Verbindung mit der Muttersprache so gründlich verloren, daß er unfähig ist, aus ihr neue Worte zu schaffen, wie es der gemeine Mann mühelos tut. Die schönen Worte „Widerstand“, „Erdschluß“, „Kurzschluß“ in der Elektrotechnik hat nicht der Wissenschaftler gefunden. Der Handwerker hat sie

geprägt, dessen Sprachgefühl noch gesund ist. Der Hochöfner hat lauter deutsche Ausdrücke: Der Möller, die Gicht, die Rast, die Sau, der Rohgang usw., weil er sie zu einer Zeit geprägt hat, wo er noch keine höhere Schule besuchen konnte und mußte. Beim Stahlwerker und Walzwerker ist die Sache schon anders. Sie sind beide jünger als der Hochöfner. Hier hat die Hochschule bereits gewirkt. Da heißt es: Generatoren, Konverter, Charge, da wird chargiert, da heißt es Profileisen, Universalstraße, kontinuierliche (!) Straße — kein ungeschickteres Wort kann es geben als dieses, wo doch das anschauliche „Stufenstraße" so nahe liegt!

Am schlimmsten steht es in der Wissenschaft. Wo hier ein neuer Begriff entsteht, da wird schon gar nicht mehr versucht, eine deutsche Bezeichnung zu bilden. Griechisch und Lateinisch müssen herhalten, müssen das Kleinholz liefern, aus dem die neuen Wortmißgeburten wie mit der Axt und dem Vorschlaghammer zusammengehauen werden. Als ob diese alten Sprachen für einen heute geborenen Begriff ein schon dafür geprägtes Wort zur Verfügung stellen könnten! Ein Grieche oder Römer, der heute aus dem Grabe stiege, würde sich genau so schütteln vor den aus seiner Sprache gebildeten Wortungetümen der — deutschen — Wissenschaft und sich entsetzen, wie ein Deutscher sich davor entsetzt, der sich sein gesundes Sprachgefühl erhalten hat.

Die Zerstörung des Sprachgefühls ist die unmittelbare Folge der Gewöhnung an das Fremdwort, das von den höheren Schulen in die Hochschule gedrungen ist. Der dem Kinde eingeborene Trieb, alles was es denkt und fühlt, in deutschen Mutterlauten auszudrücken, ist aber der Quell, aus dem die Sprache ihre Nahrung schöpft. Ist dieser versiegt, so ist ihr das innere Wachstum genommen. Sie kann nicht mehr aus sich selbst heraus sich neu gebären und schaffen. Sie ist dem Untergang verfallen oder wird bestenfalls zu einer Mischsprache entarten. Ist es aber so weit, so ist das Volk nicht mehr es selbst. Es hat sein innerstes Wesen aufgegeben. Es ist ein anderes geworden. Es wird seine eigene Kultur nicht mehr verstehen: Es steht vor dem Zusammenbruch, aus dem es sich vielleicht zu einer neuen Kultur erheben kann. Aber diese ist seinem ursprünglichen Wesen dann fremd! Auf diesem Wege sich selbst zu verlieren ist heute das deutsche Volk. Die Schuld seiner führenden — gebildeten — Schicht!

Was die Welt will und nicht kann — die Zertrümmerung des deutschen Volkes — das leisten wir selbst und wissen nicht wie!

Ich meine, die „Freunde germanischer Vorgeschichte" haben hier Pflichten gegen das eigene Volk, die gerade von ihnen Besonderes verlangen. Erst wenn der deutsche Gebildete sich aller Fremdtümelei ab- und dem eignen Wesen wieder zugewandt hat und wieder seine deutsche Muttersprache spricht, dann erst kann ein Zeitalter heraufsteigen, da der deutsche Mensch endlich deutsch ist, da der Stolz auf das eigne Volk ihm den inneren Halt gibt, den er heute so oft nicht hat. Da der Deutsche dem feindlichen Ansturm von allen Seiten mit Gelassenheit gegenüberstehen wird in dem Bewußtsein: Nie werdet ihr deutsches Wesen unterkriegen in dieser Welt!

Darum, Ihr „Freunde germanischer Vorgeschichte", achtet auf Euere Muttersprache und bleibt eingedenk, daß hier köstliches Erbgut unserer Ahnen vergeudet werden kann zum bleibenden Schaden am Wesen unseres Volkes!

Wir bringen diesen Aufsatz gerne! Sein Inhalt entspricht durchaus unserer Auffassung. In mancher Arbeit haben wir vor der Drucklegung überflüssige Fremdwörter beseitigt. Aber nicht immer haben wir die Möglichkeit. Es fehlt an Zeit und Kraft. Ein Beispiel: in einer Vorlage von 5 Seiten waren etwa 45 Fremdwörter zu ersetzen. Ein solcher Ersatz ist manchmal gar nicht so einfach, denn häufig ist der Begriffsinhalt eines Fremdwortes nicht eindeutig klar — darum werden sie ja auch so gerne gebraucht, sie ersparen die Mühe, den wirklich treffenden Ausdruck zu finden. Manchmal läßt sich ein Satz, der mit Fremdworten gedacht ist, nicht ohne weiteres dadurch deutsch gestalten, daß man sie ersetzt: der ganze Satz muß umgebaut werden. Aber die Mühe lohnt sich in jedem Fall. Schriftleitung

„Zu den edelsten Werten, deren Pflege uns am Herzen liegen muß, gehört unsere Muttersprache, auf deren Wohlklang, Kraft und Biegsamkeit wir stolz sein können. Dabei sei zugleich auch der deutschen Schrift gedacht, die ihren unbedingten Vorrang vor der lateinischen niemals verlieren darf."

Reichsminister des Innern Dr. Frick

auf der Zusammenkunft der Unterrichtsminister
der deutschen Länder am 9. 5. 1933

Die deutsche Schrift muß Volksgut bleiben

Von Karl Nüse, Göttingen, Volkswirt, Vorsitzer des Deutschen Schriftbundes

Alle Deutschen, die, ihres Volkstums eingedenk, an unserer Muttersprache hängen und dem hörbaren deutschen Worte seine Reinheit bewahrt sehen wollen, werden dieselbe Anhänglichkeit auch dem sichtbaren deutschen Worte, das heißt der deutschen Schrift entgegenbringen. Die deutsche Sprache und die deutsche Schrift gehören unzertrennlich zusammen und bilden vereint ein heiliges Wahrzeichen unserer Deutschheit. Unser großer Dichter und Denker Goethe erblickte in der deutschen Schrift eine Offenbarung deutschen Gemütes. Die germanische seelische Veranlagung äußert sich wie in der Ausdrucksfülle unserer Sprache auch in der reichen Formgebung der deutschen Buchstaben mit ihrer gebrochenen und verästelten Gestaltung, ihren frei nach außen strebenden Ansätzen, Ecken und Häkchen. Demselben germanischen Wesenszuge begegnen wir in den erhabenen gotischen Bauten, was Goethe so treffend ausspricht, indem er die gotische Baukunst mit der Gestalt unserer deutschen Buchstaben in Verbindung bringt. Sind also die gotischen Bauten ein unbestritten erhabener Ausdruck germanischen Schöpfersinnes, so sind es auch unsere deutschen Schriftzeichen.

Die innige Verbundenheit von Sprache und Schrift und die Bedeutung der deutschen Schrift für das deutsche Sprachgefühl und Sprachgewissen hat Luther scharfsinnig in den Satz gekleidet: „Die lateinischen Buchstaben hindern uns über die Maßen sehr, gut Deutsch zu reden." Die deutsche Seele hat geradezu sehnlichst um ein sichtbares Ausdrucksmittel gerungen, das der deutschen Muttersprache angepaßt ist, und hat die deutsche Bruchschrift im Verlaufe eines Jahrtausends immer weiter ausgebildet. Unter der tatkräftigen Mitwirkung Albrecht Dürers hatte die deutsche Schrift, besonders die Druckschrift, schon um 1500 eine hohe künstlerische Vollendung erreicht. Unzählige der deutschen Geistesgrößen haben sich der deutschen Bruchschrift ausschließlich bedient, sehr viele leidenschaftlich an ihr gehangen, darunter Goethe und Kant, Luther und Bismarck. Die ausgesprochene Eigenart unserer deutschen Muttersprache verlangt nach einem ihr angepaßten Kleide, nach ihr angemessenen Schriftzeichen. Unsere deutsche Bruchschrift mit ihren edlen und reichen Formen, die uns ausdrucksvolle Wortbilder ergibt, erfüllt dieses Erfordernis in vollkommener Weise und mit hoher künstlerischer Gestaltungskraft. Es ist nur nötig, einige in deutscher und in lateinischer Schrift dargestellte Sätze nebeneinander zu stellen und unbefangen miteinander zu vergleichen, um sofort die Überlegenheit der reich gegliederten, warmen deutschen Druckschrift über die eintönige, kalte lateinische zu erkennen.

Ganz unzweifelhaft stellt die deutsche Schrift, die man neben der deutschen Muttersprache

getrost als deutsche Mutterschrift bezeichnen darf, ein hehres deutsches Volksgut und *ein heiliges Vermächtnis unserer Ahnen dar.*

Und man darf gewiß sein, daß irgendein Volk, falls es eine eigene Schrift von der edlen Formenschönheit der deutschen Bruchschrift besäße, ein solches Wahrzeichen seiner Eigenart herzlich lieben und gegen alle Angriffe verteidigen würde. Es ist wahrlich beschämend für uns Deutsche, daß wir uns zu diesen selbst- und artbewußten Völkern nicht zählen dürfen. Innerhalb unseres Volkes sind sogar Kräfte am Werke, die den Wert unserer angestammten Mutterschrift verkennen und ihr das Grab zu schaufeln trachten. Gelänge solch frevles Beginnen, so würde unserem Volkstum damit ein unersetzlicher Verlust zugefügt.

Die Einwände, die gegen unsere deutsche Schrift zugunsten der uns wesensfremden welschen Schrift erhoben werden, sind leicht zu widerlegende Scheingründe. Zumeist läuft die Behauptung, der Ausländer nehme an der deutschen Schrift Anstoß oder könne sie nicht lesen. Zahlreiche Versuche unter allen Völkern der Welt haben jedoch dargetan, daß jeder Ausländer die deutschen Druckzeichen ohne Schwierigkeit liest. Dies wird im übrigen unanfechtbar dadurch erhärtet, daß ausländische Zeitungen und Zeitschriften im Kopfdruck, in Überschriften und im Anzeigenteil vielfach die Buchstaben der deutschen Druckschrift anwenden, wenn eine besondere Hervorhebung und Wirkung erzielt werden soll. Der Verfasser dieser Zeilen war viel im Auslande und kennt dort die Verhältnisse genau. Es ist ihm im Verlaufe eines Menschenalters nicht ein einziges Mal vorgekommen, daß deutsch sprechende Ausländer Bücher oder andere Drucksachen in deutscher Schrift beanstandet oder abgelehnt hätten; wohl aber ist ihm oft der Wunsch nach deutschen Büchern in deutscher Schrift ausgesprochen worden. Es möge noch hinzugefügt werden, daß ausländischen Setzern, die niemals zuvor mit deutscher Schrift zu tun hatten, die Anfertigung von Satz nach deutschschriftigen Vorlagen und in deutschen Schriftzeichen leicht und anstandslos gelang. Es ist durch das Zeugnis vieler hervorragender Sachkenner einwandfrei nachgewiesen, daß deutsche Druckschrift der Verbreitung deutschsprachiger Bücher in der Fremde nicht nur nicht abträglich, sondern sogar förderlich ist. An dieser Tatsache ändert das Verhalten einzelner deutschfeindlicher Ausländer, die alles Deutsche grundsätzlich bekämpfen, nicht das geringste, darf uns daher auch nicht beirren, muß uns vielmehr im treuen Festhalten an unserer deutschen Schrift bestärken. Ausländer, die nicht deutsch sprechen oder verstehen, kaufen natürlich in der Regel deutschsprachige Bücher überhaupt nicht, seien sie nun in deutschen oder welschen Schriftzeichen gedruckt. Diejenigen der deutschen Sprache mächtigen Ausländer, die uns gut gesinnt sind und fast allein die Käuferschicht für deutschsprachige Bücher stellen, bevorzugen durchweg die deutsche Druckschrift, wofür unzählige Belege vorliegen. Deswegen erheischt es neben der Wahrung deutscher Würde und Art auch sogar der geschäftliche Vorteil, deutschsprachige Bücher, auf deren Absatz im Auslande gerechnet wird, in deutscher Bruchschrift zu drucken. Dies ist allgemein zutreffend, rein wissenschaftliche Bücher nicht ausgenommen. Erst kürzlich haben chinesische und japanische Gelehrte auf eine Anfrage hin die bündige Erklärung abgegeben, deutsche Bücher seien ihnen in deutscher Schrift am liebsten, wobei sie noch hinzufügten, sie verständen es überhaupt nicht, weshalb die deutschen Schriftsteller nicht alle ihre Bücher in der schönen ausdrucksvollen deutschen Schrift drucken ließen.

Ein weiterer Einwand lautet, unsere Kinder würden überlastet durch das Erlernen zweier Schriftarten. Daß solche Befürchtung unbegründet ist, können zunächst alle erwachsenen Deutschen, die deutsche und welsche Schriftzeichen haben lernen müssen, aus eigener Erfahrung heraus widerlegen. Beide Schriftarten stimmen in den Grundzügen überein, weswegen die Kinder mit Leichtigkeit von der einen zur anderen übergehen. Der Vorzug jedoch der leichteren Beherrschung durch die Hand und der müheloseren Erfassung durch das Auge ist unbedingt auf Seiten der deutschen Schriftzüge. Wer die deutsche Schrift schreiben und lesen kann, eignet sich im Bedarfsfalle die Lateinschrift ganz von selbst an und könnte bei

besonderen Beziehungen zum Auslande leicht auf Fachschulen die Vollkommenheit sich erringen. Übrigens ist es bezeichnend für die deutsche Schwäche gegen alles Fremde, daß bei dem doch wohl nicht unbedingt nötigen Erlernen der äußerst schwierigen und einer toten Sprache angehörenden griechischen Schriftzeichen auf den höheren Schulen nicht an die damit verbundene Überlastung der betreffenden Schüler gedacht wird. Dies ist auch nicht der Fall in betreff der fremden Sprachen überhaupt, die Millionen deutscher Kinder in den meisten Fällen zwecklos lernen müssen, leider noch dazu auf Kosten der eigenen Muttersprache Das Deutschtum kommt eben in Deutschland dem Fremden gegenüber meist zu kurz.

Des weiteren ist zu betonen, daß die deutsche *Sprache* und die deutsche *Schrift* vereint ein Band der *Einigkeit* um alle Deutschen schlingen. Beide sind fast die einzigen Bänder und Pfänder, die unsere Volksgenossen in den geraubten Gebieten noch mit uns verknüpfen. Gerade unsere deutschen Brüder jenseits der zwangsmäßigen Grenzen würden es nicht verstehen und sich im Kampfe um die Erhaltung ihrer Deutschheit verlassen fühlen, wenn wir die deutsche Schrift nicht hoch hielten. Es ist kein Zufall, daß unsere deutschen Volksgenossen im alten Österreich mit ganz besonderer Liebe an der deutschen Schrift hängen, so daß diese dort eine treuere Heimstatt und größere Verbreitung hat als im Reiche selbst. Man erblickt in ihr mit Recht das zuverlässigste, weil täglich und überall mahnend in die Augen springende Glied in der Kette der deutschen geistigen Verbundenheit.

Welche dunklen Mächte gegen die deutsche Schrift am Werke sind, hat sich aus Anlaß der hochgemuten Verfügung des früheren Reichspostministers zur Pflege der deutschen Schrift offenbart. Die gesamte undeutsch und weltbürgerlich eingestellte Presse wütete in der schroffsten und geradezu deutschfeindlich anmutenden Weise gegen diesen Erlaß einer deutschen Behörde, die damit doch nur ihre Pflicht gegen das deutsche Volkstum erfüllte. Das empörende Vorkommnis hatte aber das eine Gute, daß es die wahre undeutsche Gesinnung jener widervölkischen Kreise verriet und bewies, daß die deutsche Schrift von ihnen in Übereinstimmung mit unseren äußeren Feinden als ein wichtiges deutsches Volksgut angesehen wird, das der Entdeutschung unseres Volkes im Wege steht. Diese Zusammenhänge sollten unseren Lateinschriftlern die Augen öffnen und ihnen zeigen, daß sie sich nicht in sehr empfehlenswerter Gesellschaft befinden. Dies sei auch vielen Angehörigen der gelehrten Berufe, besonders den Humanisten, zu Gemüte geführt, die die Lateinschrift ausschließlich verwenden.

Wie sehr unsere deutsche Schrift als Wahrzeichen deutscher Wesensart und damit als größtes Hemmnis der erstrebten Verwelschung vom Auslande angesehen wird, geht daraus hervor, daß man in den uns entrissenen Gebieten vor allen Dingen die deutsche Schrift auszurotten trachtet und sie in der Öffentlichkeit verbietet. Auch dies sollte unseren Lateinschriftlern zu denken geben. Italienische Blätter haben es offen ausgesprochen, man dürfe in Südtirol die deutsche Schrift nicht mehr dulden, denn sie sei ein wesentlicher Bestandteil der deutschen Sprache und somit des Deutschtums. In der Tschechei sucht man mit allen Mitteln die deutsche Sprache zu verdrängen, doch will es nicht recht gelingen. Bei der deutschen Schrift ist man erfolgreicher, indem man mit Verboten unter der Begründung arbeitet, daß nicht einmal die amtliche deutsche Öffentlichkeit für die deutsche Schrift eintrete und damit zu dem Schlusse berechtige, die deutsche Schrift sei kein wesentlicher Bestandteil der deutschen Sprache. Wir sehen an diesen bezeichnenden Beispielen, daß die deutsche Lauheit gegenüber unserer schönen eigenen Schrift die Leiden unserer deutschen Brüder in den abgetrennten Landesteilen vermehrt und ihre Widerstandskraft schwächt.

Der letzte und entscheidendste Grund einer nachdrücklichen Fürsorge für die deutsche Schrift ist die schmerzliche und beschämende Tatsache, daß unser herrliches Volksgut, die deutsche Schrift, in unmittelbarer Lebensgefahr steht, weil ihre Anwendung in erschreckender Weise zurückgeht. Wenn diesem Verhängnis nicht Einhalt geboten wird, dann ist unsere

deutsche Schrift in absehbarer Zeit zum Absterben verurteilt. Dies würde eine innere und äußere Verarmung unserer gewiß schon genugsam bedrohten Deutschheit bedeuten, die niemals wieder gut zu machen wäre. Man sollte meinen, daß dieses *einem kostbaren Vermächtnis unserer Vorfahren* drohende Schicksal jedem Deutschen zu Herzen gehen und ihn zu entschlossener Verteidigung auf die Wälle rufen müßte. Verlieren wir uns nicht in unfruchtbare Streitereien über Einzelheiten ihrer Herkunft und Entstehung. Denn es steht unzweifelhaft geschichtswissenschaftlich fest, daß sie eigengesetzlich aus germanischer Wesensart und Formgebung emporgewachsen ist. Freuen wir uns vielmehr über ihren Besitz als eines Ausflusses deutscher Gemütstiefe und laden wir nicht den Fluch unserer Nachkommen auf uns, der uns sicher träfe, wenn wir das *heilige Erbe der Ahnen* verlorengehen ließen. Die deutsche Schriftfrage ist keine Angelegenheit des Verstandes, sondern des Gemütes, zugleich aber auch eine solche der Gewissenhaftigkeit und des Verantwortungsgefühls für deutsche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Treue wird von uns Deutschen als Wesenszug germanischer Lebensauffassung in Anspruch genommen. Verleugnen wir diese Treue nicht gegenüber der deutschen Schrift. Unser Volk hat ein Recht darauf, daß ihm seine deutsche Mutterschrift erhalten bleibt.

Der Pyrmonter Opferbrunnen[1)]

Von Wilhelm Teudt

Mit einer Gewißheit, die überhaupt nicht überboten werden kann, stehen wir an der Pyrmonter Quelle auf altgermanisch geheiligtem Boden, wo unsere Stammväter und Stammütter nach der Weise ihrer Zeit und ihres Glaubens der Gottheit gedient und Gaben geopfert haben. Es ist eine einzigartige Gunst der Umstände, daß uns der Quellenfund als vollgültiger Beweis dafür in solcher Geschlossenheit und trefflicher Erhaltung überkommen ist.

Sehen wir uns in dieser kerndeutschen Gegend um. Hier saß vor 2000 Jahren der alte tapfere Cheruskerstamm, der Vorkämpfer der germanischen Freiheit! Mit höchster Wahrscheinlichkeit war Lügde, einst Liuhidi juxta Skidrioburg, der Hauptverwaltungsort des cheruskischen Wesergaues. Darum ist Karl der Große, der Westfrankenkönig, im Jahre 784 hierher gekommen und hat hier die *erste* Kirche des Gaues gegründet. Wenn in Lügde ein der Zeit entsprechend großer und vornehmer Edelhof gewesen ist — vielleicht da, wo nachher das Kloster entstand, dann hat Karl auch hier gewohnt. Denn Karl war wohl in bezug auf Getränke ein mäßiger Mann, aber im übrigen mochte er die Freuden und Genüsse des irdischen Lebens in keiner Weise entbehren. Er hat hier das Weihnachtsfest verlebt und sich sicherlich nicht mit dem Lagerleben oder mit schlichter Wohnung begnügt. Gegebenenfalls kommt deswegen auch der bei der „*Skidrioburg*“ gelegene Edelhof, der vielleicht einst das Allod Armins des Cheruskers gewesen ist, jetzt staatliche Domäne, als Wohnung Karls in Betracht. Zu diesem Herrensitz gehörten dann die drei in ihren Trümmern noch deutlich erhaltenen Burgen: 1. Altschieder (Skidrioburg) als Feste für die Gefolgschaft des Fürsten, auf dem sich auch das Ortsheiligtum befand und deswegen später eine christliche Kirche nebst zugehörigen Häusern erstand; dafür als Ortungsmal, Warte- und Signalstation ein Vorgänger des jetzigen Aussichtsturms auf dem Kalenberge. 2. Das Lager in Siekholz, Römerlager genannt, vielleicht um deswillen, weil sich einmal die Römer, als sie hier durchzogen, des Platzes bedient haben, aber nicht, weil sie es ge-

[1)] Vortrag auf der Pyrmonter Tagung der „Freunde germanischer Vorgeschichte“ am 7. Juni 1933.

schaffen haben. 3. Die Herlingsburg als große Volksburg, als Heiligtum, Thingplatz und Festplatz mindestens dreier umliegender Bezirke, wie die wunderbare Grenzgestaltung mit Gebietsschlauch bis in die Burg zeigt, worüber später zu reden sein wird. Es ist eine üble Verirrung der Wissenschaft, wenn sie auf alle auf dem Gipfel eines Berges liegende Burgen gedankenlos den Namen „Fluchtburg“ anwendet, der für Burgen in *germanischer* Zeit überhaupt nicht paßt. Auch hierüber und über die Entstehungszeiten der Burgen werde ich mich auf der Herlingsburg äußern.

Die Pyrmonter Quelle ist eins der wertvollsten Denkmäler germanischer Altertumskunde. Über den Quellendienst unserer Vorfahren gibt es in der Wissenschaft keine Meinungsverschiedenheit.

Überall in ganz Germanien gab es heilige Quellen, weil man in ihnen die *geheimnisvolle, lebenbringende Schöpferkraft* sah und verehrte. Sie verbanden die Oberwelt mit der Unterwelt. In neuester Zeit haben Herr *Meier-Böke*, Hohenhausen, der uns im vorigen Jahre zum Hainberge führte, und Oberförster *Schölzel*, Danzig-Langfuhr, mit reichem Erfolge die bemerkenswerten Quellen ihrer Gegend herausgefunden und untersucht. An alle 48 erwähnten Quellen knüpft der Volksmund besondere Eigenschaften und Sagen. Bei einem Vergleich stellt sich heraus, daß Meier-Böke von einer Heilkraft der Quellen nicht redet. Es scheint, daß hier im nüchterneren Niedersachsen unsere Vorfahren nur *die* Quellen als heilkräftig angesehen haben, die dauernd als solche anerkannt wurden, wie es überhaupt keinem Zweifel unterliegt, daß eine ganze Anzahl der jetzigen berühmten Heilbäder, z. B. Wildungen, Wiesbaden, Wildbad usw. unseren Alten bereits bekanntgewesen sind. Die von Schölzel erwähnten Quellen im östlicheren Deutschland sind dagegen nahezu sämtlich einst als heilskräftig angesehen, und zwar fast alle für Augenleiden. Aber sie haben im Glauben des Volkes ihre Heilkraft verloren, fast immer dadurch, daß sie durch ein Pferd oder einen Hund entweiht wurden. Das ist ein offenkundiger Beweis dafür, daß es sich um eine Satanisierung, d. h. um einen Verruf im Mittelalter handelt. Beschuldigt wurde das Pferd, welches vorher als heilig galt und dann unheilig sein sollte (Verbot des Genusses von Pferdefleisch, der Pferdefuß als Teufelszeichen). Auch der Hund muß oft ein Satanstier sein.

Es gibt ziemlich viele Quellen, die ihren Verruf noch heute dadurch zeigen, daß Vorübergehende hineinspucken sollen, oder daß sie einen Namen tragen, der eine üble Verunreinigung bedeutet. Viel häufiger aber ist es, daß noch heute die Quelle, der Brunnen oder Teich, der in der Nähe einer Ortschaft liegt, das Leben der kleinen Kinder bringt, oder daß diese in ihm wenigstens gebadet werden sollen. Es ist erklärlich, daß die Quellen dann überhaupt als Seelenaufenthaltsorte und Mittel zur Verjüngung galten (Abb. 1).

Die Quellen wurden, wie alle anderen dem Menschen wichtigen Naturerscheinungen, von unseren Vorfahren als Einzelwesen aufgefaßt. Man wollte sich ihren Segen durch Gebet und durch Opfer verschaffen. Das zeigen die Weihegaben. Aber wir dürfen es kaum dem primitivsten Denken der niedrigsten Völkerrassen und auch nicht der breiten Masse in christlichen Völkern, die heute noch solche Votivgaben darbringt, — am wenigsten aber unseren germanischen Vorfahren nach alledem, was wir von ihnen wissen, zutrauen, daß sie mit diesen Gaben und überhaupt mit allen Opfern den Göttern oder Geistern einen Dienst tun wollten, den diese Götter oder Geister selbst *zu ihrem eigenen Nutzen* gebrauchten oder haben wollten — das ist wohl zu allen Zeiten ein Priesterschwindel gewesen und als solcher dann stets aufgedeckt worden. Es ist ein Bedürfnis der menschlichen Seele, ihren Empfindungen einen Ausdruck zu geben. Heutzutage wirft man wohl dem teuren Verstorbenen einen Blumenstrauß ins offene Grab. Auch die Totenbeilagen in germanischen Gräbern, Waffen, Gebrauchsgeräte, auch Speisen, werden wir in erster Linie als *Liebeserweise* und letzte Verehrung anzusehen haben.

Ursprünglich sind alle germanischen Opfer und Weihegaben als Gedächtnis- und Fröm-

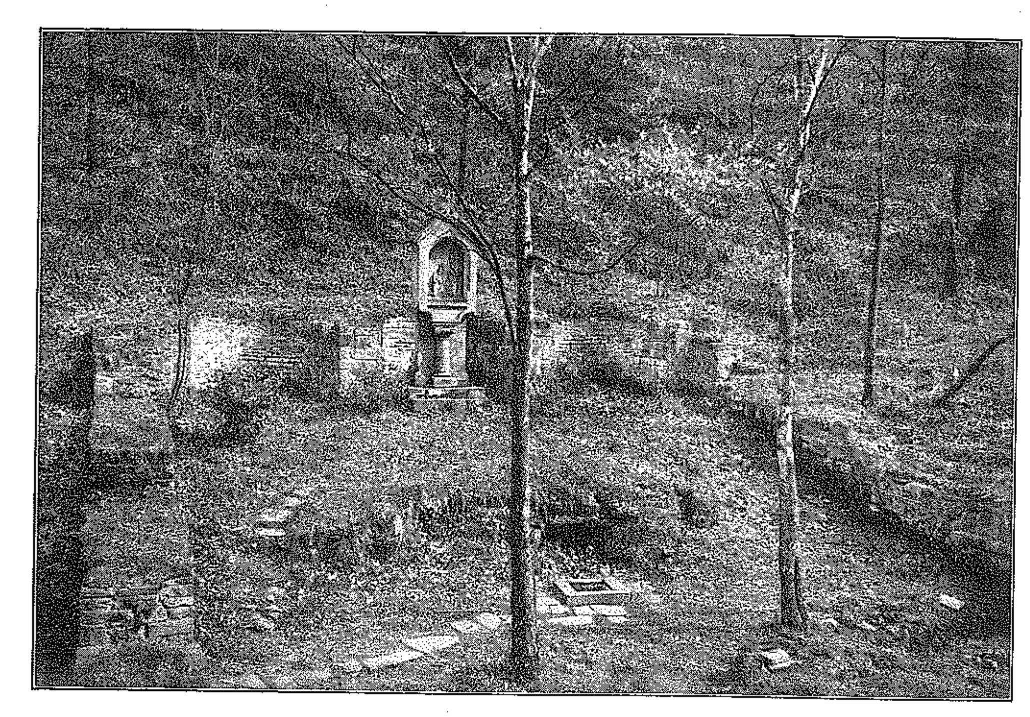


Abb. 1. Heilige Quelle bei Werden a./R. Sie ist umgeben von den Resten der einst darüber gebauten Klemenskirche. Noch jetzt pflegen Kinder, die sich ein Brüderchen oder Schwesterchen wünschen, ein Zuckerstück oder dgl. mehr in die Quelle zu werfen.

migkeitszeugnisse entstanden und wahrscheinlich erst in späterer Zeit mit dem Lohngedanken, der in seiner schroffen Ausprägung ein orientalisches und mittelmeerisches Gewächs ist, durchsetzt. So werden wir auch die Weihegaben der Pyrmonter Quelle als Frömmigkeitszeugnisse aufzufassen haben, die als Dank für eine bereits empfangene Segnung gelten sollten.

Davon, daß die Weihegaben hauptsächlich in der spätgermanischen Zeit, also zwischen 400 und 800 n. Chr. dargebracht worden sind, legen die Weihegaben selbst Zeugnis ab. Vier römische Münzen sind aus der römischen Kaiserzeit Mark Aurels, Domizians und Caracallas. In den Mittelmeerländern gab man als Quellenopfer fast ausschließlich Geldstücke. Geprägte germanische Münzen gab es bis tief ins Mittelalter nicht. Das beruht natürlich nicht auf einem Mangel des technischen Könnens, denn schon tausend Jahre früher hat man in Germanien die wunderbarsten künstlerischen Metallarbeiten mit allen dazugehörigen Hilfsmitteln des Gießens, Prägens usw. hergestellt. Aber grundsätzlich scheint man nur notgedrungen um des Handels willen fremdes geprägtes Geld geduldet zu haben, hauptsächlich infolge des konservativen Sinnes, der von dem gewohnten Tauschhandel nicht lassen wollte, teils aber auch wohl aus bewußter Sorge vor den moralischen Wirkungen der Geldwirtschaft; diese Sorge erkannte auch Herodot als berechtigt an und nennt als Beispiel die Lakedämonier, die ihre Vorherrschaft verloren, als sie das Geld lieb gewannen. Im letzten Grunde ist es ja jetzt — zweitausend Jahre später — soweit gekommen, daß die Wohlfahrt der modernen Völker durch die internationale Geldwirtschaft zugrunde gerichtet wird.

Zu der Zeit, als die Pyrmonter Weihegaben im Schwunge waren, hatten wahrscheinlich die Mantelspangen (Fibeln), die sich in einer Zahl von mehreren Hunderten in der Pyrmonter Quelle gefunden haben, zugleich den Charakter eines üblichen Tauschmittels.

Sie eigneten sich vorzüglich, weil ihnen ein allgemeiner Bedarfswert und zugleich ein Kunstwert zukam, ebenso wie den Ringen. Die gleiche Schlußfolgerung ergibt sich auch aus dem einzigen großen, mit dem Pyrmonter vergleichbaren, Quellenfund in Dux in Böhmen. Unter 1200 Fundstücken waren 400 Fibeln und 600 Ringe. Auf unserem Bilde (Abb. 2) ist die kleinste Fibel ein Beispiel für die 121 ähnlichen Stücke, die sich in Pyrmont befinden; wie die abgegebenen beschaffen waren, konnte man mir nicht mitteilen.

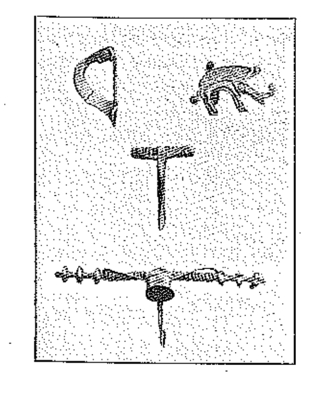
Abgesehen von den drei römischen Münzen sind sämtliche gefundenen Gegenstände als germanischen Ursprungs anzusehen. Bis zum Friedewalder Goldfunde glaubte man, sämtliche kunstgewerblichen Gegenstände, die in Germanien gefunden wurden, je schöner sie waren, um so mehr als Einfuhr vom Auslande, von Römern, Etruskern, Phöniziern, Griechen usw. erklären zu müssen. Wenn das nicht passen wollte, wurden sie als keltisch angesehen. Da fand man in Friedewalde eine Goldschmiede mit Tiegeln, Werkzeugen, Rohstoffen und Halbfabrikaten, also den unwiderleglichen Beweis für die Bodenständigkeit der Feinschmiedekunst auf germanischem Boden.

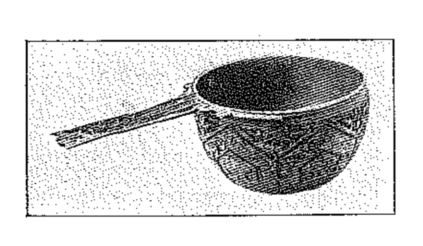
Wenn man nicht einen überzeugenden Beweis für die Einfuhr aus fremdem Lande führen kann, dann haben wir die wissenschaftliche und die vaterländische Pflicht, die sämtlichen in Germanien gefundenen Erzeugnisse des Handwerks und des Kunstgewerbes auch als germanisch zu bezeichnen. Diesem Grundsatz fügt sich die Wissenschaft allmählich und sämtliche neueren Bücher über germanische Vorzeit, die Bilder haben, zeigen uns die wunderbaren, von Geschick, Geschmack und hoher Kunst zeugenden Werke der alten Zeit bis zurück in die Bronzezeit und jüngste Steinzeit.

Seitdem hat es auch keinen Sinn mehr, von „provinzialrömisch“ zu sprechen, wie es von mehreren unserer Fundstücke noch auf einer Tafel vom Jahre 1928 geschieht, weil ähnliche Stücke zwar nicht in Rom, aber in der gallischen Provinz gefunden sind.

Aber die große, schöne Schöpfkelle, die auf der Tafel „römisch“ heißt, wird jetzt von Jacob-Friesen nicht mehr unbedingt als römisch hingestellt. Nach ihm sind weder die Verzierungen, noch ist die Emailletechnik römisch. Was aber die Form anlangt, so mag es sein, daß ein Urtyp einer solchen Kelle zuerst in Capua aufgetaucht ist. Aber wer weiß, ob nicht noch viel ältere Stücke in Germanien waren, und wer weiß, wo in der Tiefe irgendeiner germanischen Quelle das älteste Stück schlummert? Denn es ist ja nur ein winziger Prozentsatz des Vorhandenen, der gefunden wird, — und alles noch Schlummernde wiederum nur ein winziger Prozentsatz dessen, was einst gewesen ist. So oder so, auf keinen Fall liegt auch nur der geringste Beweis oder Anhaltspunkt vor, daß die Kelle woanders als in Germanien hergestellt wurde.

Ein gerechter Ausgleich für die ideelle Beraubung der germanischen Kultur





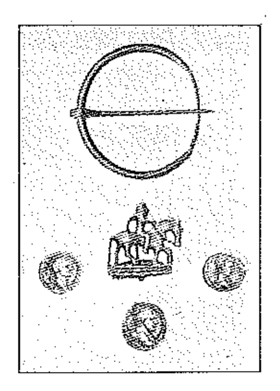


Abb. 2. Stücke aus dem Pyrmonter Quellenfunde.

würde eigentlich erst auf die Weise herbeigeführt werden, daß man sich gewöhnte, **alle** im Auslande, selbst in Rom und Athen, gefundenen Sachen, die ähnlich auch in Germanien vorkommen, **zunächst** als germanischen Ursprungs angesehen würden! Wir wissen, daß das falsch ist, aber ich sage, daß erst ein solches Verfahren einen **Ausgleich** herbeiführen würde für das Unrecht, welches man bisher der germanischen Kultur angetan hat. Ebensowenig, wie man heute dem deutschen Volke die Originalität absprechen kann — es ist ja vielmehr das größte Erfindervolk —, ebensowenig wird schon auf Grund der Vererbungsgesetze dem einstigen germanischen Geiste auf irgendeinem Gebiete die Originalität abgesprochen werden dürfen. Das Entsetzen, von dem ohne Zweifel der deutsche Durchschnittsmensch bei einem solchen Vorschlage ergriffen würde, wirft ein grelles Schlaglicht darauf, wie wenig wir auch heute noch von vornherein auf eine objektive, unvoreingenommene, gerechte Beurteilung der germanischen Kultur rechnen können. Wir leben in der Zeit der Umschaltung; auch hier tut Umschaltung not. Lassen Sie uns unermüdlich den Finger auf die beschämende Empfindungslosigkeit für deutsche Ehrensachen legen, so lange, bis auch unsere Wissenschaft bis in alle Einzelfälle hinein sich entschließt, mit Vorurteilen und unwahren Fachausdrücken aufzuräumen, die zugleich eine Beraubung und Beleidigung der Kulturehre unserer Vorfahren bedeuten.

Das Pyrmonter Quellenheiligtum ist äußerlich von der modernen Kultur völlig überdeckt, so daß es uns schwer fällt, an dieser Stelle mit den Empfindungen der Ehrfurcht vor den heiligen Stätten unserer Vorfahren zu stehen. Aber der greifbare und sichtbare Quellenfund hat dennoch seinen ganz außergewöhnlichen Wert darin, daß er uns beweiskräftig zu reden weiß von dem feinen denkerischen, um nicht zu sagen „philosophischen" Naturempfinden unserer Vorfahren, als auch von der tiefen, den Gotteskräften zugewandten Frömmigkeit und Dankbarkeit und schließlich von dem hohen kunstgewerblichen Können.

Steinzeitliche Gefäße der Schnurzonen- und Bandkeramik aus der Umgebung von Köln

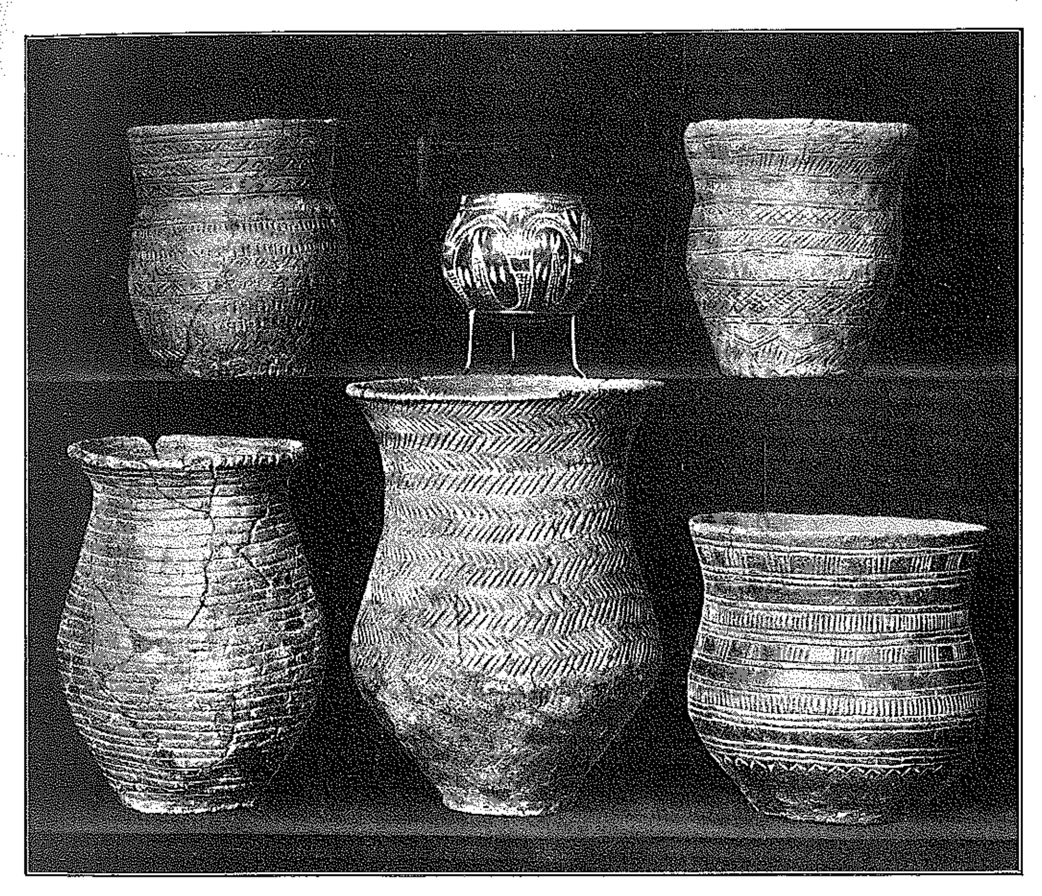
Von Museumsdirektor Dr. C. Rademacher

Im allgemeinen sind wir gewohnt, vorgeschichtliche Tongeschirre in der Hauptsache daraufhin zu betrachten, ob sie als geschichtliches Zeugnis dienen und uns gleichzeitig Aufschluß über Kulturkreis, Zeit und völkische Zusammenhänge geben können. Unser Verstand wägt ab und vergleicht.

Die Gefäße aber, die wir hier vor uns haben, erlauben daneben eine andere Einstellung: das künstlerische Genießen. Sie sind nicht wertvoll in dem Sinne, daß sie aus kostbarem Rohstoff hergestellt sind; es ist nur Töpferton, aber es entzückt der Schwung im Umriß und die feine Verteilung der Schmucklinien. Die Gürtel aus schrägen, gleichlaufenden Ritzen beim Schnurzonenbecher (untere Reihe Mitte) sind in der Waagerechten nicht begrenzt, daher wird die schlanke Anmut trotz der Gürtel nicht gestört. Der Eindruck der Breite, der Standfestigkeit, wie ihn die Form des Glockenbechers (untere Reihe rechts) unmittelbar schon gibt, wird durch die Häufung der waagerechten Rillen verstärkt, durch sie werden die kurzen Senkrechten sofort wieder aufgefangen, so daß diese ihre Eigenart überhaupt verlieren und als breite, ringsumlaufende Bänder wirken.

Mit Ausnahme des bandkeramischen Bechers, der einer anderen Kultur angehört, zählen die fünf anderen Gefäße zur Schnurzonenbecher-Kultur.

Die sächsisch-thüringische Schnurkeramik steht im Zusammenhang mit dem nordischen



Steinzeitliche Gefäße aus dem Städt. Museum für Ur- und Frühgeschichte zu Köln
Obere Reihe (jeweils von links beginnend) a) Glockenbecher aus einem Grabe bei Kevelaer (Niederrhein) b) Reichverzierter bandkeramischer Becher aus einem Grabe des Neuwieder Beckens bei Kretz (steht auf einem Dreifuß!). c) Zonenbecher aus einem Grabe vom Neuwieder Becken bei Urmitz. Untere Reihe (jeweils von links beginnend) a) Schnurbecher aus einem Grabhügel vom Vorgebirge bei Köln (durch Schnüre, die in den noch weichen Ton eingedrückt wurden, sind die umlaufenden Linien hergestellt). b) Schnurzonenbecher aus einem Flachgrab auf der Heideterrasse bei Altenrath (Wahner Heide). Die zonenartig angeordnete Verzierung der Oberfläche des geschweiften Bechers ist durch parallele Eindrücke hervorgebracht. c) Glockenbecher aus einem Grabe des Stadtgebietes Köln. Die Verzierung ist ebenfalls in Zonen angeordnet.

Kulturkreise. Sie verbreitete sich auch nach Südwesten und gelangte durch die Wetterau an den Rhein und zwar in seinem ganzen Lauf. Das Neuwieder Becken und auch das Kölner Gebiet bilden Zentren dieser Kultur. Reine Schnurbecher finden sich auf dem Vorgebirge bei Köln und auf der Heideterrasse (Wahner Heide). Gegen Ende des Neolithikums sind die entsprechenden Grabhügel errichtet.

Am Rhein traf diese nordische Kultur mit der Glockenbecherkultur zusammen, deren Ursprung man nach Spanien verlegt. Durch die Berührung dieser Kulturen entstand im Rheingebiet die sogen. Schnurzonenkeramik, die von den Schnurbechern die hohe, schlanke Form (zweite Reihe Mitte), von den Glockenbechern die Anordnung der Ornamente in Zonen übernommen hat. Sie beansprucht im Rheingebiet besondere Bedeutung. Der Becher 1. Reihe a) stellt einen Typus dar, welcher in Holland häufiger vorkommt, sie sind stärker profiliert. In England finden sich die Formen sehr häufig und zwar in der reinen Bronzezeit, so daß man an eine Übertragung dieser Kultur vom Rheingebiet nach England gedacht hat. Am Rhein gehören die Schnurzonengräber dem Ende der Steinzeit an, es sind Hügel-

gräber, auf der Heideterrasse bei Köln mit Holzeinbauten und Hockerbestattung. Große Kreisgräben, zum Teil noch mit Innenkreisgräben, zeichnen diese Gräber aus. Neben Hockerbestattung kommt auch der Leichenbrand vor. In der Schnurzonenkeramik erkennt man die ersten Indogermanen im Rheingebiet.

Der kleine Becher (1. Reihe Mitte) ist ein prachtvoller Vertreter des bandkeramischen Kulturkreises, und zwar der Spiralmäander-Keramik. Der wichtigste Fundort dieser Keramik ist in Playdt an der Nette im Neuwieder Becken, wo 1911 durch das Bonner Provinzial-Museum Wohnungen dieser Zeit aufgedeckt wurden, in denen sich zahlreiche Gefäße und Gefäßdecken befanden, so daß seit 1911 von einem Playdter Typus der Spiral-Keramik geredet wird. Das Grabfeld bei Kretz, unweit Playdt, hatte dieselben Gefäßformen und Verzierungen bereits 1905 geliefert, allerdings nicht in so reichem Maße. Die Bandkeramiker waren Ackerbauer, ihre Haus- und Dorfanlagen sind bekannt. Im Rheinland haben sie eine große Bedeutung.

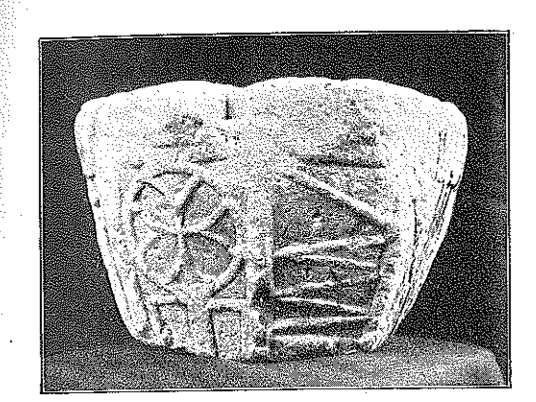
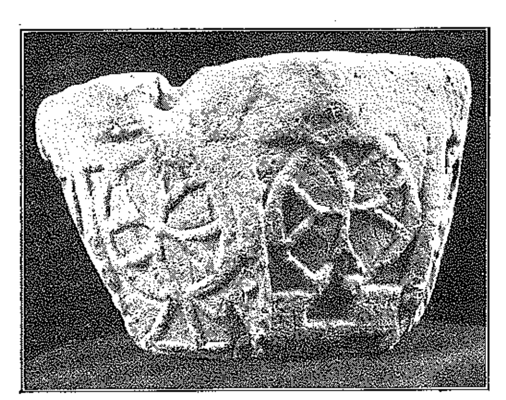
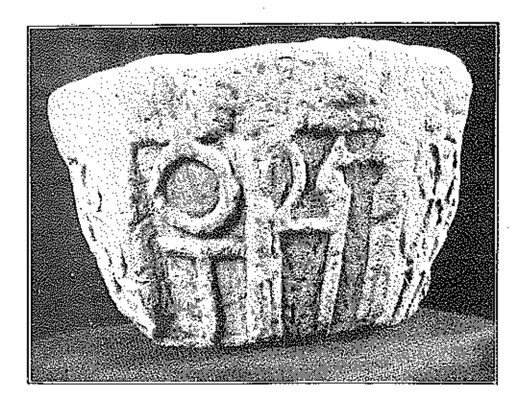
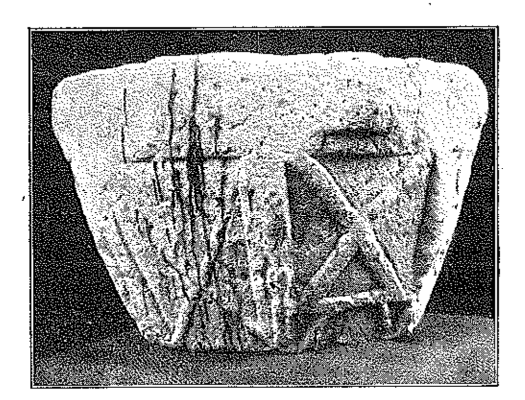
Das steinerne Becken aus Kießlingwalde

Von Rektor i. R. Plüschke, Lauban

Im Jahre 1923 fand der Direktor der Landwirtschaftlichen Schule zu Lauban, Böllmer, auf einem Bausteinhaufen, der am Hofe des Bauerngutsbesitzers Richter in Ober-Lichtenau lag, einen rundlich achteckigen Sandsteintrog, der ehedem als Gänse- und Schweinefuttertrog gedient hatte und der an seiner Außenseite seltsame Zeichen trug. Der ungefähr 50 cm im Durchmesser messende, 43 cm hohe und ungefähr 75 Pfund schwere Rundtrog wanderte in die Privatwohnung des vorgenannten Herrn, um hier einer Palme als Untersatz zu dienen. Vom Hörensagen wurde ich auf ihn aufmerksam. Durch Vermittelung des Konservators Hoffmann von der Görlitzer Gedenkhalle kam er — Herr Direktor Böllmer schenkte ihn dem vorgenannten Altertumsinstitut — in die Sammlungen neben andere Altertümer der Oberlausitz.

Festgestellt wurde, daß das seltsame Gefäß mit seinen merkwürdigen Zeichen aus Kießlingwalde, Kreis Görlitz, stammte. Von hier aus hatte es der Vater des gegenwärtigen Besitzers des Richterschen Gutes nach Ober-Lichtenau mitgebracht. Heute sind von dem Steintroge Photographien an namhafte Altertumsforscher gesandt worden, um deren Meinung über die Verwendung, die Herstammung und Bedeutung des Gefäßes einzuholen. Man ist bei dieser Rätsellösung auf allerhand Vermutungen angewiesen. Auf den ersten Blick rät man auf germanische Runenzeichen. Die Annahme ist irrtümlich; denn Runen sind die Zeichen keinesfalls. Daß der merkwürdige Trog etwas Bedeutsames darstellt, darauf weist die Herausmeißelung seiner Figuren aus dem flachausgemeißelten Grunde hin. Die gute Erhaltung der seltsamen Sandsteinzeichen, deren eine nur eine starke Verwitterung trägt, ist ein Beweis dafür, daß das Steingefäß Jahrhunderte unter Dach und Fach — vielleicht in einem Viehstalle oder auf einem Hausboden — gestanden hat. Dieser Umstand weist auf den vielleicht religiösen Ursprung des Gefäßes hin.

Als die christliche Kirche des Frühmittelalters die germanischen Heiligtümer zerstörte, barg der germanische Bauer seine Hausheiligtümer oder auch die seiner Sippe im Viehstalle. Das haben westdeutsche Funde bewiesen. Platten legte er umgekehrt hin oder mauerte sie in die Wand des Viehstalles ein, um sie danach mit Mörtel zu bewerfen. Dabei verfolgte er zwei Zwecke: Einmal konnte er unbeobachtet zu jeder Zeit an und zu den alten germanischen Heiligtümern beten, und zweitens schirmten die Bilder der alten Götter noch das Teuerste, was er besaß, sein Vieh. Man hat im Westen Deutschlands

Das steinerne Becken aus Kießlingwalde (Kreis Görlitz)

mannsähnliche Rohfiguren gefunden, die man als dergleichen germanische Götterbilder ansieht und anspricht. Hätte man es mit einem germanischen Heiligtume dieser Art zu tun, so müßten wohl Runenzeichen den Stein zieren. Das ist nicht der Fall. Diese Annahme scheidet demnach aus. Römischen oder orientalischen Ursprungs ist der Stein ebenfalls nicht. Demnach müssen wir seine Entstehung — ich spreche hier lediglich meine persönliche Meinung aus — in eine spätere Zeit verlegen.

Um das Jahr 1000, vielleicht schon vorher, entstanden im Westen Deutschlands und Norden Europas „die Gilden". Sie waren ursprünglich Zusammenschlüsse ländlich-wohlhabender Grundbesitzer, die teils aus religiösen, teils aus gesellschaftlichen, teils sogar aus rechtlichen Gründen (Schwurgilden) zusammentraten. Noch heute haftet den „Schützengilden und Kaufmannsgilden" eine gewisse Reserviertheit und ein gewisser Wohlstand an. Nicht jedermann wurde in die Gilden aufgenommen. Oft wurde die Aufnahme von einer gewissen Prüfungszeit abhängig gemacht. Bei der Aufnahme wurde der Neuaufzunehmende getauft. Er mußte eine „Wasserweihe" über sich ergehen lassen. Ob der Steintrog mit seinen rätselhaften Zeichen, deren zwei astrologischer Natur sein können, dieser Wasserweihe als Tauftrog, als Taufbecken gedient hat? Unmöglich erscheint mir dies nicht. — Herr Professor Dr. Karger in Leipzig hält den Steinbottich für einen alten Taufstein. Bemerkenswert ist ferner, daß eine Zahl der merkwürdigen Steinzeichen (die man als Sonnenzeichen, Himmelszeichen, als Zeitzeichen: die Darstellung einer Sanduhr ansprechen kann) auf kleinen Untersätzen ruhen.

Ob diese frühmittelalterlichen Gilden, denen etwas Geheimnisvolles anhaftete, besondere

Namen hatten? Ähnlich unseren Logen? Ob vielleicht die Steinzeichen mit diesen Namen in irgendeiner losen Verbindung standen? Ob diese seltsamen Steinzeichen die „Hausmarken" der Besitzer waren, die der Gilde angehörten? Auch diese Annahme hat gewisse Wahrscheinlichkeit.

Von einer Seite hat man die Zeichen als Bauhüttenzeichen angesprochen. Dem hätte ich entgegenzuhalten, daß der bei diesen Zeichen stets wiederkehrende „Zirkel" fehlt. — Um die Handzeichen einzelner Baumeister kann es sich ebenfalls nicht handeln. Dagegen spricht die Vielfaltigkeit der Zeichen (sechs, davon drei in Wiederholung).

Wir stehen vor einem noch ungelösten Rätsel des Frühmittelalters. Meine Meinung ist eine unmaßgebliche Vermutung. Ein Rätselraten. Die Möglichkeit, daß auch anderswo und anderwärts an alten Bauwerken ähnliche Zeichen auftreten, ist nicht von der Hand zu weisen. Flutete doch die große Siedlerwelle, die das Lichtenauer-Kießlingswalder Sandsteingefäß aller Wahrscheinlichkeit in unsere Gegend mitgebracht hat, auch über das Vorland des gesamten Iser- und Riesengebirges hart bis an den Fuß der schlesischen Sudeten.

Der Zobtenberg als Vandalenheiligtum
Sonnenwendfest und Zwillingskult

(Schluß aus Heft 6, S. 178.)

Dr. phil. Otto Huth

Daß Griechen wie Römer öfters germanische Völker als „Kelten" bezeichneten, ist eine bekannte Tatsache. Es wäre noch daran zu denken, daß die Peter- und Paul-Kirche in Antwerpen (gegründet etwa um 600) vielleicht ebenso wie die Peter-Paulkirche in Neapel an die Stelle einer Kultstätte der Dioskuren (bzw. Alchen) gebaut wurde. In Neapel wurden die Dioskuren vor allem als Nothelfer zur See verehrt und ebenso nachher die Heiligen Petrus und Paulus. Dasselbe kann man für den friesischen Kult der Alchen in Antwerpen annehmen. Es ist auffällig, daß in deutschen Fassungen des Zwillingsbrüdermärchens diese mehrmals die Namen Peter und Paul oder gar „Wasserpeter und Wasserpaul" tragen (siehe Bolte-Polivka, „Anmerkungen" zu Grimm, Nr. 60). Diese blonden Zwillingsbrüder sind immer, wenn auch in den einzelnen Märchenvarianten in verschiedener Weise, als Söhne des Wassermanns, also ursprünglich einer Wassergottheit, gekennzeichnet. Die göttlichen Zwillinge haben schon in urindogermanischer Zeit eine sehr enge Beziehung zum Wasser (das Roß ist uraltes Wassersymbol). Die Aschvin heißen „Söhne des Meeres" und erscheinen vom Meere her. Diodor sagt in der angeführten Stelle, die meeranwohnenden „Kelten" hätten eine alte Überlieferung von einer Erscheinung der „Dioskuren" aus dem Meere (vermutlich in Roß- oder Schwangestalt)! Diese enge Beziehung der Dioskuren zum Wasser bestätigt übrigens ihre Verbundenheit mit dem Feuer: beide Elemente, Wasser und Feuer, galten als polar zueinander gehörig und Wasser- und Feuerkult waren engst verknüpft (L. v. Schroeder, Arische Religion II, 241 ff.). Sind die Heiligen Peter und Paul an Stelle der germanischen (wie griechisch-römischen) „Dioskuren" getreten, so erklärt sich auch die in manchen Gegenden übliche Verlegung des Mittsommerfeuers vom Johannistag auf den Peter-und-Paultag (29. Juni).

Wir erwähnten, daß die Vandalen den Nordseegermanen zuzurechnen sind, bei denen wir die Schwanengiebel und übrigens noch weitere Denkmäler mit dem Schwansymbol finden, so daß Herman Wirth den Schwan als ingävonisches Stammeszeichen anspricht. In diesem

Zusammenhang möchte ich die Frage stellen, ob folgende merkwürdige Stelle im „Ingo" Gustav Freytags auf geschichtlicher Überlieferung oder auf dichterischer Phantasie beruht. Es wird erwähnt, daß drei Schwungfedern des Wilden Schwans das Stammeszeichen der Vandalen seien und der Vandalenfürst Ingo gibt dafür folgende Erklärung: „Im Federgewand des Schwans flog einst Schwanhild, die Jungfrau meines Geschlechtes, über die Männererde, seitdem sind die letzten Schwungfedern des Schwans das heilige Zeichen, welches die Männer und Frauen meines Stammes an Helm oder Stirnbinde tragen, wenn sie sich festlich schmücken. Dem lebenden Vogel suchen wir die Federn zu rauben, denn einen Schwan zu töten ist meinem Volke Frevel." Wenn diese Stelle bei Freytag auf keine Überlieferung zu stützen ist, dann haben wir es vielleicht mit einem Hellblick des Dichters zu tun; denn daß wie in Hellas auch in Germanien und insbesondere bei den alchenverehrenden Vandalen der Mythos von der Schwangeburt der Dioskuren (bzw. der Ahnen der Dioskurenfürsten) bekannt war, ist heute ein naheliegender Schluß.

Bei großen Dichtern — zu denen Freytag allerdings nicht zu zählen ist — finden wir häufig erstaunliche Übereinstimmungen mit verschollenen Mythen. Echte Dichtung ist wie der Mythos Symbolsprache; beide entstammen derselben Wurzel, dem bildernden Überschwang der Seele. Wenn es heute noch gelingen sollte, die Fäden wieder zu knüpfen zu dem „verlorenen Mythos", so hätten wir es dem Dichter zu danken. Dioskurendichtungen gibt es im deutschen Schrifttum mehrere; genannt seien Jean Pauls Flegeljahre, Hölderlins Hyperion und Werner Deubels Götter in Wolken. Davon für uns am wichtigsten ist die Dichtung Jean Pauls, die man mit Recht ein „letztes Kapitel germanischer Mythologie" genannt hat. Sie stellt dar die Geschichte der Zwillingsbrüder Walt und Vult (lies: Wult), deren Namen in ähnlichem Ablaut zueinander stehen wie die der römischen Zwillinge Remus und Romulus und selbst somit bereits symbolisch sind: Walt ist der blonde Sonnenjüngling, der göttliche Polydeukes (d. i. Polyleukes, „der hell Leuchtende"), Vult der Dunkle, der Sterbliche und Todbringende. In der Volkssprache bereits werden Zorn, Leidenschaft, Liebe, Teilnahme, Freundschaft, Sympathie einem Urwissen gemäß mit Beiworten, die vom Bilde des Feuers hergenommen sind, verknüpft. Wir sprechen von warmer Anteilnahme, heißer Leidenschaft, glühender Liebe, flammendem Zorn, leuchtendem Liebesblick. Der Dichter vollends spricht vom „brüderlichen Feuerherz", vom Anzünden des Feuers der Bruderflammen (Jean Paul: „Die vertrauende, unbefangene Bruderseele (Walts) . . . (hatte) in seiner (Vults) Brust, aus welcher die Winde der Reisen eine Liebeskohle nach der anderen verweht hatten, ein neues Feuer der Bruderflammen angezündet, welche frei und hoch aufschlugen ohne das kleinste Hindernis"). Die Besinnung auf die „Metaphern" der Sprache vermag mitten in die Metaphysik des Heidentums zu führen und ist geeignet wie nichts sonst, uns den Sinn jener uralten Feuerkultbräuche zu erschließen. Nach urnordischem Glauben brennt im innersten Kreise der Welt das ewige Feuer, das verlöschend sich neu gebiert. Es ist Sinnbild der weltschaffenden Liebe (griech. Eros kosmogonos), deren Symbol hinwiederum die Dioskuren sind, da „der sympathetische Schauer stärker, reiner und tiefer zu walten pflegt zwischen Wesen desselben Geschlechts als der verschiedenen" (Ludwig Klages „Vom kosmogonischen Eros"). Das Mittwinterfest, der Todes- und Geburtstag der Sonne, an dem die Zwillinge unter dem Klang der beiden Luren das neue Feuer aus dem Holze drehten, war nach altem Glauben die Erneuerung des Weltbeginns, der Schöpfung. Noch einmal möge das offenbarende Wort des Dichters unsere Befunde bestätigen.

Walt erzählt Vult seinen Traum: „Zwei Sonnen . . . gingen auf — es waren nur zwei leise Töne, zwei aneinander sterbende und erwachende; sie tönten vielleicht: ‚Du und ich'; zwei heilige, aber furchtbare, fast aus der tiefsten Brust der Ewigkeit gezogene Laute, als sage sich Gott das erste Wort und antworte sich das erste. Der Sterbliche durfte sie nicht hören, ohne zu sterben."

Die Droste „an Levin Schücking":

Pollux und Kastor, — wechselnd Glühn und Bleichen,
Des einen Licht geraubt dem andern nur,
Und doch der allerfrömmsten Treue Zeichen. —
So reiche mir die Hand, mein Dioskur!
Und mag erneuern sich die holde Mythe,
Wo überm Helm die Zwillingsflamme glühte.



Steinmetzzeichen, Haus- und Hofmarken und Verwandtes. Verschiedentlich sind wir gebeten worden, Veröffentlichungen über Steinmetzzeichen und Hausmarken nachzuweisen. Wir entsprechen diesen Wünschen zunächst dadurch, daß wir die einschlägigen Angaben wiederholen, die Heydenreich in seinem Handbuche I, S. 223 gemacht hat (E. Heydenreich, Handbuch der praktischen Genealogie, 2 Bde., Verlag H. A. L. Degener, Leipzig 1913. 2. Aufl.).

Leopold Becker, über die Salzburger Haus- u. Hofmarken (mit 8 Tfln.). Mitteilungen d. Gesellsch. f. Salzburger Landeskunde, 41. Bd., 1901, S. 197 ff. —

Sammlung v. Hausmarken auf d. Grabsteinen zu St. Rochus u. zu St. Johannes zu Nürnberg. Anzeiger f. Kunde d. deutsch. Vorzeit. 1863.

Knothe, Die Hausmarken in der Oberlausitz. Neues Lausitzer Magazin. LXX (1894), S. 1 ff. —

Conrad, Georg, über Hofmarken im Kr. Preuß.-Holland (SA, Königsberg 1890).

Conrady, L., Nassauische Hausmarken, Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskde. 33, 34.

Friedlaender, E., Westfälische Hausmarken u. verwandte Zeichen (SA, Münster 1872).

Friedlaender, Ostfriesische Hausmarken im Jb. d. Gsft. f. bildende Kunst u. vaterl. Altert. in Emden. Bd. 1, H. 2, S. 1 ff.

Grueber, Hauszeichen, Aus Kärnten 22, S. 169.

Heyne, M., über Basler Goldschmiedezeichen, Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1883, 209 ff.

Homeyer, D. Haus- u. Hofmarken. Mit XLIV Tfln. Berlin 1870 (noch immer d. Ausgangspunkt dieser Studien, bahnbrechende Arbeit, vgl. auch Hantgemal u. Hausmarke, Vierteljahrschr. Herold 2 ff.).

Janner, Ferd., Die Bauhütten des deutschen Mittelalters, Leipzig 1876.

Janner, Ferd., Die Bauhütten des Mittelalters. Jahresbericht d. Königl. Lyzeums in Regensburg für 1870/71.

Karl Kiefer, Haus- und Siegelmarken aus der Stadt Lindau am Bodensee. Frankfurt a. M. 1908.

Karl Kiefer, Frankfurter Hausmarken, Frankf. Blätter für Familiengeschichte, 1908.

Klemm, Interessante Steinmetzzeichen an der Marienkirche zu Reutlingen, Reutlinger Geschichtsbl. 1896, S. 1 ff.

Klemm, In dem Württbg. Jahrb. f. Statistik u. Landeskde. 5, S. 11—32.

Klemm, Runen, Steinmetzzeichen und Hausmarken, Württbg. Jahrb. f. Stat. u. Landeskde. 8.

Klemm, Meister- und Bildhauerzeichen und Namen, Württ. Jahrb. f. Stat. u. Landeskde. 8.

W. Boeheim, über den Wert der Meistermarken, Zeitschr. f. Hist. Waffenkunde, Bd. 2. Die beste und zahlreichste Sammlung steirisch-kärntnerischer Klingenmarken findet man in F. G. v. M. (= Franz Graf v. Meran), Das Steirische Landeszeughaus in Graz.

Kurze Erklärung d. Zeichen alter berühmter Künstler, welcher sie sich bey Verfertigung der Bildnisse berühmter Männer bey ihren Arbeiten verdient haben. Wien o. J. (18. Jht.), mit 11 Tfln.

Lisch, über die Hausmarken u. d. Loosen in Mecklenburg, Jahresberichte d. Vereins f. Mecklenburg. Gesch. 20.

Losch, Frdr., Runen unter den Steinmetzzeichen, Württbg. Jahrb. f. Statistik u. Landeskde. 8.

Lüthi, E., D. Steinmetzzeichen als Geschichtsq. (Pionier, Organ d. schweizerischen permanenten Schulausstellung in Bern, 27. Jg. 1906, Nr. 2/3) gibt zunächst e. Gesch. d. Steinmetzzeichen überhaupt u. verbreitet sich sodann ü. d. Steinmetzzeichen an zähringischen Burgen.

Mell, Zu d. Bürger-, Haus-, Hof- u. Siegelmarken, Mitt. der dritten (Archiv-)Sektion der K. K. Zentralkommission in Wien 22, 21 ff.

v. Münchhausen, über die gothischen Steinmetz- u. Wappenzeichen, Vaterländisches Arch. f. Hannover-Braunschweigische Gesch. Jg. 1833. Lüneburg 1833, 236 ff.

Nüesch, A., und H. Bruppacher, D. alte. Zollikon. Kulturhistor. Bild e. Züricher Landgemeinde. Zürich 1899 (dieses Buch bildet S. 445 d. Hausmarken der an d. Holzkopoation beteiligten Bürger d. Gemeinde ab [Holzrodel v. 1884] m. Angabe d. Eigentümer u. Ausführungen ü. d. Institut dieser Zeichen; S. 393—444 werden zahlreiche Geschl. behandelt).

Pantz, Anton v., Beitrag zur Gesch. d. Innerberger Hauptgewerkschaft. Graz 1904 (aus d. Veröffentlichungen der histor. Landeskomm. f. Steiermark. Graz 1903, XIX).

Pfaff, J. Gesch. d. Steinmetzen u. ihrer Zeichen in „Der Sammler", XIX, 1897, Nr. 4.

Ris-Paquot, Dictionnaire des poinçons, symboles etc. des orfèvres. Paris 1890.

Rosenberg, Marc, D. Aachener Goldschmiede, ihre Arbeiten und ihre Merkzeichen, Zeitschr. d. Aachener Geschichtsvereins 15; drs. D. Goldschmiede Merkzeichen. Frankfurt a. M. 1889.

Rziha, Graphik der Steinmetzzeichen. Korrespondenzbl. d. Ges. Vereins d. deutsch. Gesch. u. Altertumsvereine. 1880.

Rziha, Instruktion f. d. Slg. v. Steinmetzzeichen, Zeitschr. d. Deutschen Palästinaverl., IV, H. 1 u. 2, S. 93—96.

Rziha, Studien über Steinmetzzeichen, Mitteilung. d. dritten (Archiv-)Sektion d. K. K. Zentralkommission in Wien (nähere Bezeichnung nicht angegeben).

Max Sauerland, Fabrikmarken u. Malersignaturen der Thüringischen Fayencemanufakturen d. 18. Jhts., FZGK 1912.

Schneider, F., Ü. d. Steinmetzzeichen u. insbes. die des Mainzer Doms in d. Organ f. christl. Kunst, hrsg. v. J. van Endert in Köln, Nr. 5 ff.

Schneider, F., u. Rud. Redtenbacher, Steinmetzzeichen, Korresp. Bl. d. Ges. Vereins 1877.

Seckendorf, Frhr. von, D. herald. Marken in der Porzellanmanufaktur Deutschlands, Heraldische Mitteilungen hg. v. Verein Kleeblatt, Hannover. 1910.

Seemann, Arthur, Deutsche Kunstgewerbezeichen. E. Adreßb. deutscher Künstler. Leipzig 1843.

Seyler, Gesch. d. Heraldik. 1885, 333 ff.

Stiperger u. Größer, Mitteilung. d. dritten (Archiv-)Sektion der K. K. Zentralkommission in Wien. 20, 98.

Styger, Wappen u. Hauszeichen auf den Trinkgeschirren zu Arth. u. Steinen, Mtlg. d. histor. Ver. d. Kantons Schwyz. 4. H., 1885, 73 ff.

Walderdorf, Graf H. v., Steinmetzzeichen u. Hausmarken, Verhdlg. d. histor. Ver. f. Oberpfalz u. Regensburg (Band nicht angegeben).

Wernicke, Schlesische Steinmetzzeichen, Ber. 33, 34, 39 d. Vereins f. d. Museum Schles. Altertümer.

Wippermann, Eduard, Hausmarken u. Hausnamen i. d. Schweiz, Ztschr. f. deutsches Recht, 15. Bd., Tübingen 1855, S. 455 ff.

Zahn, W., Tangermünder u. Stendaler Wappen u. Hausmarken, Der deutsche Herold 22.

Zahn, W., Altmärkische Wappen u. Hausmarken, Der deutsche Herold 23.

Zahn, W., Wappen u. Hausmarken aus Werden in d. Altmark, Der deutsche Herold 26.

Hofmarken d. Kirchspieles Herzhorn, Der deutsche Herold 1909.

Hausmarken in Mecklenburg u. im Fürstent. Ratzeburg, Jahresber. des Vereins f. mecklenb. Gesch. 60 (Ber. 2, 26 u. 3, 36).

G. S., über Steinmetzzeichen, Herald. Mittlg., hrsg. v. Ver. z. Kleeblatt, XIX, 1908 S. 26 ff.

K. v. Löwis of Menar, Haus- u. Hofmarken v. Kunö, Der deutsche Herold 1909.

Rußwurm, Eibofolke, Reval 1855, teilt Hausmarken d. ostländischen Schweden mit.

Aus d. Umgegend Rigas sind Marken an Honigbäumen aus d. 14. Jht. mitgeteilt S. 58—61 d. „Libri redituum der Stadt Riga". Leipzig 1881 (offizielle Eintragungen).

Auch an der Nordküste Kurlands finden sich Hofmarken im Gebrauch. Vgl. A. Bielenstein, D. Holzbauten d. Letten. I, St. Petersburg 1907, S. 207—210. Bielenstein, 64 Zeichen von Birnenbäumen aus Ansen u. Popen in Nord-Kurland, nach e. Verz. v. 10. Sept. 1714. Ferner S. 206 d. Mitlg., daß Fischer auf ihren Rudern, Flotthölzern usw. dort Eigentumsmarken zu setzen pflegen.

Eine besondere Art v. Hauszeichen sind die auf d. Teßlen d. Alpengemeinden. Teßlen sind mehr oder weniger lange, viereckige Stäbe; auf ihnen hat jeder Beteiligte der Reihe e. Hauszeichen, die d. Besitzrecht an e. Gegenstand angeben u. d. Rangordnung von gewissen Pflichten im Gemeindedienst fixieren. Diese Teßlen heißen deshalb auch Kehrteßlen oder Listenteßlen. Mehr über diese Teßlen findet man bei Stebler, F. G., Das Gorns u. d. Gornser. Zürich, F. Amberger, 1903 (Beil. z. Jb. S. A. C., Bd. 38).

Wir werden von Zeit zu Zeit weitere Mitteilungen über Steinmetzzeichen und Verwandtes veröffentlichen und nehmen Ergänzungen gerne entgegen. S.

Die blonde Muttergottes von Taormina ist für den, der sich in der Geschichte der Astrologie einigermaßen umgesehen hat, kein Rätsel. (Vgl. Heft 4, S. 117.) Wenn man, wie der Referent, bei Johannisbad in Böhmen eine Weihtafel an die Patronin Böhmens, eben die Maria, gesehen hat, deren Worte beginnen mit: „O Maria, Königin des Himmels, Tochter des höchsten Gottes!", so weiß man, daß es sich um eine Gestalt handelt, die mit der mütterlichen Frau der Evangelien nichts

gemeinsam hat, es handelt sich um die Himmelskönigin, die auf dem Wege der Astrologie mit Maria gleichgesetzt worden ist. In dem Religionsgespräch am Hofe der Sassaniden um 200 nach Chr. erörtern ein Christ, ein Jude und ein Heide ihre Religionen. Schon damals war die Astrologie die Beherrscherin des Denkens, so daß in diesem Gespräch Christus der Sonne, Jahve dem Jupiter und Maria der Venus, also den drei wichtigsten Planeten, gleichgesetzt wurden. Diese Gleichsetzung blieb durch das ganze Mittelalter erhalten, so daß Warburg folgende Feststellung macht: „Der nach der Eroberung Konstantinopels bei uns wieder lebendig werdende Humanismus ließ die Götter Griechenlands wieder in so hohem Maße zur Macht kommen, daß sie als kosmische Dämonen zu den religiösen Mächten des christlichen Europas gehörten, und dessen praktische Lebensführung so einschneidend gestalteten, daß man ein von der christlichen Kirche stillschweigend geduldetes Nebenregiment der heidnischen Kosmologie nicht leugnen kann. Die Gestirnsgötter waren in Wort und Bild lebendige Zeitgötter geden." Usw.

So ist die Maria der römischen Kirche als Göttin des Planeten Venus einfach eine Fortsetzung der Himmelskönigin Istar, die nach dem Antiken Kalender den 8. September als Geburtstag hatte, und die Maria hat ihn nach unserm Kalender. Winckler hat im Libanon an der Stelle eines uralten berühmten Istartempels gesehen, wie am 8. September Zöglinge eines dortigen Jesuitenklosters einen Fackelzug mit Hymnen zu Ehren der Maria veranstalten, der Hymnus aber ist ein orientalischer Hymnus auf Astarte, in dem der Name der Istar mit dem der Maria vertauscht ist. Die Istar aber hat als zugehöriges Metall das Kupfer, wegen seines rötlich-blonden Glanzes, denn Istar wird als Göttin mit blonden Haaren dargestellt, wie die Maria von Taormina! Und das im Lande der schwarzhaarigen Semiten! Wenn man nun weiter bedenkt, daß die Istar jedenfalls niemand anders ist als die blonde nordische Göttin Ostara, die auf den von Wirth angegebenen Wegen vom Nordwesten nach dem Osten gelangt ist, so ist der Zusammenhang der Tatsachen vollständig klar.

Die blonde Himmelskönigin im blauen Gewande von Taormina ist die auf dem Wege über die Astrologie als Istar dorthin gekommene nordische Göttin Ostara.

Riem.

Tierkreis oder Tyrkreis? In Nr. 48, 1932, der „Woche" wird die Meinung vertreten, unser Wort „Tierkreis" sei nicht von den mythologischen Tieren der betreffenden Sternbilder abgeleitet, sondern von dem nordischen Gotte Tyr, der in der Edda bezeugt ist. Diese Annahme ist aus sprachlichen Gründen völlig unhaltbar. Der nordische Tyr entspricht einem gemein-germanischen Tiu; dieser stellt wieder den ältesten persönlichen Gott der ganzen indogermanischen Völkerfamilie dar, der sowohl im lateinischen Jupiter, wie auch im griechischen Zeus dem Wesen und der sprachlichen Form nach wiedererscheint. Nach ihm ist der „Ziestag", der Dienstag der schweizerischen Mundart benannt; während unser „Dienstag" ursprünglich der „Dingstag", der Tag des wöchentlich oder zu den Jahresfesten stattfindenden „Dinges" oder Gerichtstages ist. Noch Kaiser Heinrich IV. hielt seine Gerichtstage stets am Dienstag ab.

Nun hat dieser Tiu allerdings insofern etwas mit dem „Kreise" zu tun, als das alte „Ding", die Gerichtsstätte, eine kreisförmige Pfahl- oder Säulenhegung war; und diese wiederum hat sehr wahrscheinlich ursprünglich die Bedeutung eines „Jahresringes", eines nach den Sonnenwend- und Gleichenpunkten orientierten Kalenders gehabt. Diese alten Gerichte lebten in der Feme fort, deren Sitzungen darum immer „bei scheinender Sonne" stattzufinden hatten; denn Tiu war der Gott des hellen, lichten Tages (lat. dies, das auch „Gerichtstermin" bedeutet). Die Zwölfzahl der germanischen Götter ist sehr wahrscheinlich aus diesem sechs- oder zwölfgeteilten Kreise hervorgegangen, indem man in jedem Teile eine besondere Erscheinungsform des Gottes sah; später wurden diese Erscheinungsformen zu selbständigen göttlichen Wesen. Gleichwohl hat das Wort „Tierkreis" sprachlich mit diesem Tiu oder Tyr nichts zu tun: das r in Tyr ist nur ein den nordischen Sprachen eigentümliches „Suffix" zur Bezeichnung männlicher Gegenstandswörter. Die Form „Tyr" kommt auf deutschem Boden ebensowenig vor, wie die zu allen möglichen Deutungen mißbrauchten „Asen", die ebenfalls eine ausschließlich nordische Wortform darstellen. Unsere einheimische Vorstellung ist in dieser Hinsicht erloschen; der Tierkreis, wie wir ihn heute kennen und nennen, ist eine wörtliche Übersetzung des griechischen „Zodiakos". Daß die griechische Vorstellung mit der germanischen urverwandt ist, und daß auch unsere Vorfahren eine entsprechende Einteilung des Himmels gekannt haben, ist dabei nicht zu leugnen.

Dr. J. O. Plaßmann.

Ein Zeugnis über germanische Astronomie. Bei den Erörterungen über germanische Astronomie verdient Beachtung eine Stelle in der Saga vom Freysgoden Hrafnkel. In der Übersetzung von Erich von Mendelssohn (Inselbücherei Nr. 29) heißt es da:

„Einars Leiche ließ er von der Alm westwärts auf den Felsen bringen und errichtete beim Grabhügel eine Steinwarte. Sie heißt Einars Warte und nach ihr bestimmt man den Mittabend."

Bei Gustav Neckel, Germanisches Wesen in der Frühzeit (Diederichs-Jena 1924) S. 165 lautet die Übersetzung derselben Stelle:

„Einars Leiche ließ er auf die Halde schaffen und beim Grabe einen Steinhaufen errichten. Das heißt die Einarswarte; sie liegt westlich von der Sennhütte."

Wenn die Übersetzung E. v. Mendelssohns genau ist, worüber Kenner der nordischen Sprache zu entscheiden hätten, so würde diese Stelle bezeugen, daß man in Island zur (astronomischen) Bestimmung gewisser Zeiten zur Zeit der Entstehung der Hrafnkel-Saga Steinmale benutzte und daß die norwegischen Besiedler Islands diese Methode doch wohl aus ihrer Heimat mitgebracht haben.

Paul Paschke-Celle.

Über die Herkunft des Kegelspiels. Die Anordnung der Kegel entspricht der altgermanischen Anlage des Thingplatzes, d.i. des heiligen Gerichtsplatzes, der ursprünglich zugleich als Jahressonnenuhr diente. Die acht Pfeiler des Thingplatzes waren vom Mittelpfeiler aus gesehen nach den Auf- und Untergangsstellen der Sonne in den Wenden und den vier Hauptrichtungen des Himmels gerichtet. Der ewige Kreisgang der Sonne im Jahre, das ewige Kommen und Gehen und Wiederkommen, galt als das Urgesetz alles Seins; die Pfeiler des Thingplatzes waren das sichtbare Bild dieses Urgesetzes. Daraus folgt, daß das Kegelspiel in germanischer Zeit nicht entstanden sein kann: Es ist undenkbar, daß der Germane die Nachbilder jener Grundpfeiler aller Ordnung, alles Rechts — und sei es auch nur im Spiele — umgeworfen hätte.

Andrerseits nimmt das Kegelspiel seit dem Mittelalter einen so bedeutenden Platz in der Volksphantasie ein — der durch die Identität von Thingstättenanordnung und Kegelaufstellung hinlänglich erklärt ist (über das Kegelspiel im Volksglauben siehe Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. IV, Spalte 1197—1211) —, daß wir seine Entstehung im frühen Mittelalter ansetzen müssen. Damit scheint eine alte Auffassung wieder sehr erwägenswert; nach K. Simrock ist das Kegelspiel in der Bekehrungszeit entstanden und stellt den Sturz der heidnischen Götter dar (Handbuch der deutschen Mythologie, 6. Aufl., S. 252). Kirchliche „Pädagogik" also hätte danach die Entstehung des Kegelspiels veranlaßt. Diese Auffassung wäre heute nur insofern abzuändern, als in diesem Falle der Vernichtungswille der Kirche sich nicht gegen die „heidnischen Götter" richtete, sondern gegen die urnordische in der „heidnischen" Religion verankerte Rechtsauffassung, die in der Anlage der Thingplätze ihren Ausdruck fand. Das Kegelspiel hätten wir also aufzufassen als eine kirchliche Verhöhnung völkisch-germanischen Rechtsempfindens.

Dr. Otto Huth.

Wikinger-Friedhof im Samland. In gemeinsamer Arbeit haben deutsche und schwedische Gelehrte bei Wiskiauten einen großen Wikinger-Friedhof freizulegen begonnen. An 200 Gräber sind schon untersucht, weitere 200 harren noch der Bearbeitung. Die Gräber gehören in die Zeit der schwedischen Besiedlung im 9. und 10. Jahrhundert. Die Funde an Schmuck und Waffen, auf denen auch Runen angebracht sind, weisen auf Mittelschweden, namentlich auf die Landschaft um den Mälar-See, als Herkunftsgebiet.

Kultisches Reiten. Zu den Ausführungen über Leonhardskirchen (vgl. H. 1) möchte ich mitteilen, daß die Leonhardskirche in Gellmersbach bei Weinsberg noch heute in etwa 3 m Höhe rundum von einer Kette umgeben ist, und daß früher die Pferde aus der Umgegend am Stephanstag zu der Kirche geritten wurden, unter der angeblich eine wundertätige Quelle entsprang, um dort geheilt zu werden. Für jedes geheilte Pferd sei ein Hufeisen dagelassen worden, aus denen die Kette verfertigt worden sei. Auch das Bild des Heiligen im Chor der Kirche trägt eine in einem Vorlegschloß endigende Kette. Derselbe Ritt wird noch heute zu der Gangolfskapelle im Jagsttal ausgeführt. Es wird berichtet, daß unter den 20 Altären der Kilianskirche in Heilbronn ein Leonhardsaltar gewesen sei, bei dessem Abbruch 1531 man im Inneren eine Menge Hufeisen gefunden habe. Eine Reihe anderer volkstümlicher Sagen sucht ebenfalls die merkwürdige Kette zu erklären. Auf vorchristliche Zeit wird die Leonhardslegende schon von J. Hartmann, Zeitschrift f. württ. Franken, 1873, S. 454 und von G. F. Bühler, ebenda, 1875, S. 63 ff. zurückgeführt.

Studienrat Albrecht-Heilbronn, städt. Arch.



Der Lange Stein oder Götterstein von Seehausen bei Magdeburg. Das eigenartigste Steindenkmal der Magdeburger Börde ist der Lange Stein bei der Stadt Seehausen (Kreis Wanzleben). Er steht im Westen der Stadt ein wenig abseits der Straße nach Eggenstedt, dicht neben dem Burgberg (der Stätte der verschwundenen Burg Nordendorf) auf einer Kuppe aus Kiesen und Sanden. Diese Erhebung gehört zu einer in der Eiszeit gebildeten Endmoräne, die sich in der Börde weithin verfolgen läßt, und der Lange Stein selber ist auch ein Zeuge der Eiszeit. Er ist ein Findlingsblock aus rotem schwedischen Granit, den die eiszeitlichen Gletscher aus dem hohen Norden Europas, aus Schweden, hierher verfrachtet haben. An die zweieinhalb Meter ragt die schlanke Steinsäule über dem Erdboden empor bei einer Breite von 60 und einer Dicke von 30 Zentimeter: fürwahr ein rechter „langer Stein“.

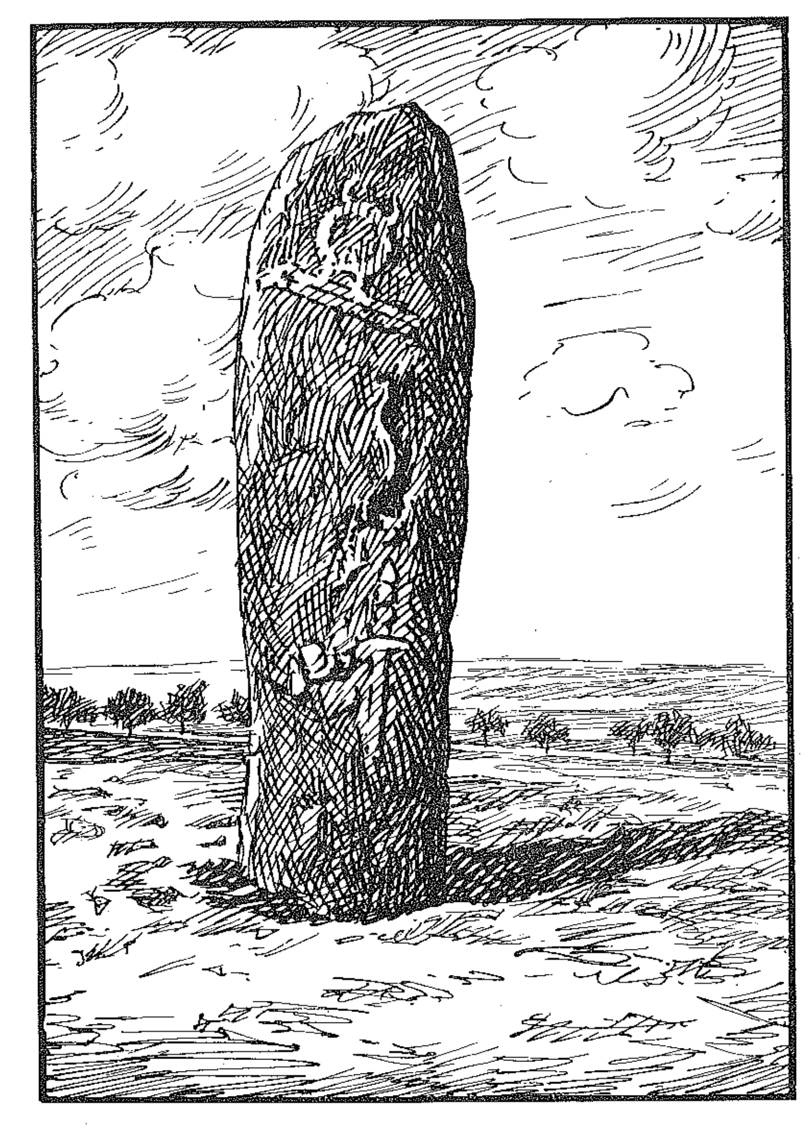
Ursprünglich stand der Stein von Moosen übersponnen und unbeachtet auf dem südlichen Gegenhügel, auf der Wolfshöhe, und erst am 18. Januar 1816 wurde er gelegentlich der Friedensfeier unter der Teilnahme aller Behörden an seinem heutigen Platz aufgerichtet. So wurde aus ihm sozusagen ein Friedensstein; doch der Name Friedensstein, den man dem Stein damals gab, hat sich nicht einbürgern können. Er blieb für die Umwohner der Lange Stein.

Aber ein anderer Name haftet noch an unserm Stein; er heißt auch Götterstein, und viele Umstände sprechen dafür, daß wir es hier mit einem jener altheiligen Steine zu tun haben, an denen gerade Mitteldeutschland so reich ist und noch mehr gewesen ist.

Was den Langen Stein von Seehausen besonders berühmt gemacht hat, das ist die Tatsache, daß er an der einen Breitseite mit einer Ritzzeichnung versehen ist. Ist diese Zeichnung auch durch Verwitterung leider schon stark unkenntlich geworden, so kann man doch noch erkennen, daß sie einen Mann (wohl einen Ritter) darstellt. Zwei konzentrische Kreise bezeichnen den Kopf, der vielleicht einen Helm mit zwei Stierhörnern trug. Unter dem Kopf ist der Halsansatz sichtbar. Die Schultern sind durch Pfeilfalten gekennzeichnet. Die Gegend von Brust und Hüften hat einige scharfe, aber unverständliche Linien. Ferner geht quer vor den Schultern ein Band oder Stab. Von Armen und Händen ist keine Spur. Unten am Stein gewahren wir einen Gürtel mit einer Knotenschlinge in der Mitte und ein Schwert. Der Knauf und die Parierstange des Schwertes zeigen nun merkwürdigerweise dieselben Formen wie die Schwerter der alten Wikinger. Was sonst an Linien auf dem Stein vorhanden ist, läßt sich nicht mehr erklären. Vielleicht hat man im Mittelalter einmal die Umrisse nachgeritzt, um etwa das Bild eines Ritters (Kriegers) zu gestalten oder besser herauszuarbeiten. Andere haben früher einen Kranz oder ein Julrad oder eine Sonnenscheibe und darunter ein Beil mit breiter Schneide, mit langem, geriffeltem Stiel sowie am Ende des Steins eine Schärpe erkennen wollen.

Die Bedeutung des Bildes hat man bis heute nicht erklären können. Vielleicht war es das Bild eines Gottes; denn Schwert und Gürtel finden sich in fast gleicher Gestalt auf mehreren der pommerschen und preußischen „Göttersteine“, z. B. auf denen von Bartenstein, Heinrichau und Rosgau. Man findet solche Göttersteine im Danziger Museum. Ist diese Annahme richtig, dann ist unser Stein ein Kultstein. Kultsteine sind sicherlich die meisten dieser einzeln in Feld und Flur stehenden Steine (Einzelsteine, Monolithe). Es ist aber nicht von der Hand zu weisen, daß für unsern Stein von wegen des Bildes wohl eine andre Deutung am Platze sein dürfte. Wir haben in ihm wahrscheinlich einen uralten Denkstein vor uns, für einen angesehenen Stammesgenossen, einen Helden gesetzt, am besten vergleichbar jenen eigenartigen alten Denksteinen, an denen z. B. die afrikanische Insel Madagaskar so reich ist und von denen wir gerade in unserem Vaterland so wenig sichere Beispiele haben. Vorgeschichtliche Bodenaltertümer sind, soweit bekannt geworden, am Langen Stein nicht gemacht worden. Jedenfalls ist es nicht zuviel gesagt, wenn wir in dem Stein ein ganz eigenartiges Denkmal von höchstem kulturgeschichtlichem Wert sehen.

Diese Behauptung ist um so begründeter, als unser Stein eben ein mit einem Bildwerk versehener uralter Stein ist, ein Bilderstein also. Bildersteine sind sonst aus Deutschland bisher nicht bekannt geworden, und außerhalb Deutschlands kennt man sie nur von der Insel Gotland. Auf den gotländischen Bildersteinen sind Szenen aus der nordischen Mythologie und der skandinavischen Heldensage dargestellt. Die Bilder sind stets von der Figur eines Reiters bekrönt. Aber die Bildwerke sind nicht Zeugnisse einer hochentwickelten eigenen Kultur der Wikinger, wie man annahm, sondern (nach Lindqvist-Upsala 1930) unmittelbare Nachahmungen von Grabreliefs des klassischen Altertums. Lindqvist setzt ihre Entstehung um 600 n. Chr. Dem Seehäuser Stein möchte ich ein wesentlich höheres Alter zuschreiben. — Die wenigen Felsbilder Deutschlands, d. s. Bildwerke an Felsen, nicht an einzelnen Steinen, die sich im Teutoburger Wald (Externsteine), in Luxemburg, im Saargebiet, am Bodensee (Überlingen) und — als Mönchsbilder — im



Der lange Stein bei Seehausen

Harz und Thüringer Wald finden, brauchen hier nicht herangezogen werden, da sie keine Vergleichspunkte bieten.

Beiläufig bemerkt: der Stein steht nicht auf einer alten Grenze. Das Land hier um die Quelle der Aller war stammesgeschichtlich und politisch immer geeint. Und daß der Lange Stein gerade auf der Wasserscheide zwischen den Flußgebieten der Weser und der Elbe steht, hat auch nichts zu sagen. Die Wasserscheide tritt hier im Gelände kaum hervor und spielt im Bewußtsein der Umwohner keine Rolle. Überhaupt sind die altheiligen Steine wohl niemals als Grenzsteine anzusprechen; denn man wird ein Heiligtum für sich allein haben und behalten wollen.

Wie es so häufig mit den in der Flur aufragenden Monolithen geschah, erging es auch unserm Stein: er wurde im Mittelalter zu einem Dingstein und Gerichtsstein. Orte, an denen das Ding (die Volksversammlung) und das Gericht stattfanden, wurden von unseren Vorfahren stets so ausgewählt, daß sie ein besonderes Kennzeichen hatten: eine natürliche Anhöhe, ein großer Baum, ein ragender Stein. Oft schuf man sich erst durch Aufwerfen von Erde eine Geländeerhöhung.

Seehausen, die Hauptstadt der alten Grafschaft Seehausen, die im Jahre 1257 ans Erzstift Magdeburg kam, war im Mittelalter der Sitz eines Landdings und Landgerichts. In bzw. bei Seehausen fanden die Hauptgerichtstage der Grafschaft statt, z. B. 1112 durch den sächsischen Pfalzgrafen Friedrich I. von Sommerschenburg, 1144 und 1147 durch Friedrich II., 1162 durch dessen Sohn Adalbert. Es wird uns freilich niemals ausdrücklich berichtet, daß diese Dinge am Langen Stein gehalten wurden; aber wir dürfen es annehmen. Vom Grafending von 1250 heißt es, daß es „beim hohen Baum" gehegt wurde, und es ist wohl möglich, ja wahrscheinlich, daß dieser hohe Baum bei unserem Langen Stein stand. Stehen doch oft noch heute die alten Dingsteine im Schatten alter Bäume. Eins der interessantesten Beispiele bietet Geisa in der Rhön, wo die alten Steine des Zentgerichts (Ding der Hundertschaft) unter einer großen Linde stehen.

Der Seehäuser Stein hat in Mitteldeutschland eine Anzahl von Namensvettern. Ein Langer Stein gab dem Dorf Langenstein bei Halberstadt den Namen. Bei dem benachbarten Börnecke steht heute noch ein Langer Stein, den das Volk jetzt Prinzenstein nennt; hier tagte z. B. 1232 das placitum apud lapidem, d. h. das Ding beim Stein. In Thüringen gibt oder gab es Lange Steine bei Altenroda, Gößnitz, Querfurt, Roßbach und Unterfarnstedt (alle im Kreis Querfurt), bei Kelbra, Hackpfüffel und Esperstedt (alle am Kyffhäuser), bei Büchel, Frohndorf, Griefstedt, Klosterhäseler, Schloßvippach, Buttstedt, Buttelstedt. Der Lange Stein bei Kelbra heißt auch Lange Hüne, gerade wie der Lange Hüen bei Gimmritz nahe Halle an der Saale.

Andere Namen für altheilige Steine (Kultsteine und Dingsteine) sind: Großer Stein, Hoher Stein, Blauer Stein, Roter Stein, Blutstein, Grauer Stein, Schwarzer Stein, Rügestein (Ruckstein), Wahlstein, Malstein, Frevelstein, Haftstein, Riesenstein, Kunkelstein, Heustein, Hirschstein, Ramstein, Spilstein, Hühnerstein (Hünenstein), Fraisstein, Bilstein (Beilstein), Taufstein, Speckseite, Glittstein, Donarstein (Thorstein), Brunhildenstein, Brautstein, Schwurstein, Jodutenstein. — Nur für Kultsteine galten die Namen: Götterstein, Opferstein, Drachenstein, Sonnenstein, Riesentanz, Teufelsstein, Hexenstein, Druidenstein, Elfenstein.

Literatur: Setzepfandt, Der Lange Stein bei Seehausen. Magdeburger Geschichtsblätter 1902. — Bergner, Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Wanzleben. 1912. — Montelius, Kulturgeschichte Schwedens (Seite 263 zu Wikingerschwerter).

Dr. Alfred Berg.

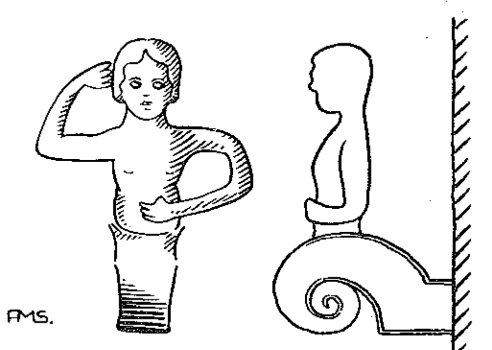
Zum „Männchen von Öchsen"

Als in Heft 1 dieses Jahres der Hinweis W. Vespers auf das Bildwerk im Keller eines Bauernhauses zu Öchsen in der Rhön erschienen war, erhielten wir eine ganze Anzahl Zuschriften, die sich um die Deutung bemühten. Die wachsende Teilnahme an der Aufhellung der geistigen Vorstellungen unserer Alten ist höchst erfreulich, aber es ist bezeichnend, daß die Deutungen fast sämtlich von Guido List ausgingen; das zeigt leider, wie sehr die Trugbilder, die L. erdacht und erträumt hat, noch heute für Wirklichkeit gehalten werden. Es wird wohl noch lange Zeit dauern, bis sie endlich verschwinden werden. Daß sie so sehr die Geister bewegen konnten, ist begreiflich, denn von berufener Seite wurde zuviel Unbefriedigendes geboten:

„Die nordische Kultsymbolik gilt in den Kreisen der offiziellen Fachwissenschaft vielfach als ein „kompromittiertes" Gebiet, weil die geistig interessierte Laienschaft sich immer eindringlicher damit befaßt. Was von Guido von List bis zum heutigen Tage auf diesem Gebiete als „ario-germanische Geheimwissenschaft" dann auch zutage gefördert wurde, ist allerdings mehr oder weniger ein Massenunsinn, besonders bei Guido von List, um von geistigen Hochstaplern und Konjunkturausnützern wie Franz Wendrinski alias „von Wendrin" gar nicht zu reden. Aber „eine Ahnung, die nicht betrog", führte diese suchende Laienschaft auf die richtige Fährte: zur Kultsymbolik als der ältesten geistigen Quelle und Urkunde des Ahnenerbes und der eigenen geistigen Erbmasse. Diese Fährte zu verfolgen, dazu fehlte es eben an der wissenschaftlichen Bildung, den Grundlagen, dem Rüstzeug. Der Ansatz aber war und ist richtig, bei Guido von List wie bei seinem letzten Nachfolger Rudolf John-Gorsleben. Nur das völlige Versagen einer Kathederwissenschaft, das hochmütige Verharren bei veralteten Doktrinen und unhaltbar gewordenen Arbeitshypothesen, auch in so jungen Fachwissenschaften wie der Vorgeschichtswissenschaft, führte diese von ihr viel bejammerte geistige Laienrevolution herbei. Es war jene „Ahnung", jener sichere „Instinkt", welcher die suchende Laienschaft den unmöglichen Professorenmythologien und einem ebenso selbstüberheblichen wie rückständigen wissenschaftlichen Intellektualismus die weitere Gefolgschaft verweigern ließ. Nicht die Anmaßung einer wissenschaftlich unbefugten Laienschaft, sondern die „dekorative Skepsis", mit der gewisse zünftige Kreise jene unerwünschte Erweiterung ihres Arbeitsgebietes glaubten „bagatellieren" zu können, ist hier die allein Schuldige!" (H. Wirth, Die heilige Urschrift der Menschheit, S. 3 der Anmerkungen.)

Andrerseits hat der Aufsatz Vespers auch bewirkt, daß nach gleichläufigen Erscheinungen gesucht wurde, daß Unbekanntes entdeckt, daß Bekanntes mit anderen Augen angesehen wurde. Ob die Entdeckungen wertvoll sind oder ob sie sich bei näherer Untersuchung als nicht brauchbar erweisen, ist gar nicht so wesentlich. Es handelt sich zunächst darum, die Zeugnisse in möglichst großer Zahl beizubringen. Unbrauchbare können leicht ausgemerzt werden, ein brauchbares aber, das unbekannt geblieben, kann unwiederbringlich verlorengehen, weil seine Bedeutung nicht rechtzeitig erkannt wurde. Jedem Heimatfreunde, auch dem bescheidensten, ist hier noch ein weites Feld gegeben!

Herr Maler und Graphiker A. M. Schwindt-Darmstadt machte auf einen Türgriff aufmerksam, eine Figur, deren Armhaltung an die des Männchens von Öchsen erinnert. Der Griff befindet sich am Hauptportal der Klosterkirche zu Weingarten, Oberschwaben (s. Abb.). Die Zeichnung ist schon früher gemacht, daher konnte Schw. keine genaueren Angaben über die Art der Arbeit machen. Seiner Erinnerung nach handelt es sich um verhältnismäßig wenig kunstvolle Schmiedearbeit, die versilbert ist. Die Barockkirche ist 1715—1724 von Frz. Beer und Frisoni erbaut. Nach der Meinung Sch.s passen Bauzeit und Arbeit des Türgriffes nicht zusammen. Es ist im-



Türgriff in Eisen /versilbert/ Hauptportal der Klosterkirche WEINGARTEN ca. 1/6 nat. Größe

merhin möglich, daß der Griff von einem früheren Bau stammt, da die Benediktiner-Abtei Weingarten Anfang des 10. Jahrhunderts gegründet ist. Wenn man auch annimmt, daß die Figur dem Kreise des „Zwiefachen", dem das Männchen von Öchsen zugehört, zuzuordnen ist, so ist damit noch nicht gesagt, daß der Sinn des Bildes noch bekannt war, als es angebracht wurde, wenn es sich auch an einer Stelle befindet, die, wie heutige Übung noch zeigt, als besonders wichtig am Hause gilt.

Suffert.

Feuerräder auch in Lippe. Weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus ist der Osterbrauch von Lügde bekannt, wo am ersten Ostertage die Feuerräder von der Höhe ins Tal sausen (vgl. Heft 5, 1933). Die Wenigsten aber wissen, daß dieser Brauch bis vor wenigen Jahrzehnten auch noch in einem lippischen Dorfe, nämlich in Brakelsiek, zwischen Schwalenberg und Schieder, heimisch gewesen ist. Ähnlich wie in Lügde zogen die Dorfbewohner zu Ostern auf die Höhe (Henzenberg), die zwischen dem Dorfe und dem Mörth liegt, und ließen brennende Osterräder über die Felder laufen. Eine nähere Beschreibung des Brauches erübrigt sich, da er sich fast genau so abspielte wie in Lügde. (Nach Mitteilungen des verstorbenen Zieglerdichters Fritz Wienke und anderer alter Bewohner von Brakelsiek.) K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

Steinzeitlicher Festplatz bei Mayen im Rheinland. Im Jahre 1907 hat der verdienstvolle Leiter des Bonner Provinzialmuseums, Dr. Hans Lehner, bei Mayen eine merkwürdige Wallanlage entdeckt, über die er im Band 119 der Bonner Jahrbücher berichtet hat. Er spricht die Anlage als eine Fluchtburg an, ähnlich der ebenfalls von ihm aufgedeckten steinzeitlichen „Festung" von Urmitz am Rhein.

Es handelt sich um eine elliptische Anlage von etwa 360 m Länge und 220 m Breite. Die tiefen und breiten Wallgräben ließen sich mit überraschender Deutlichkeit im Boden feststellen. Beim Graben nach vulkanischem Sand war man auf sie aufmerksam geworden, und Dr. Lehner hat sie dann durch eine große Zahl von Schürfungen genau festgelegt. Das Merkwürdige der Anlage, was gar nicht zu einer Fluchtburg passen will, ist folgendes: Die Wälle sind an 16 bis 17 Stellen durch breite Tore unterbrochen; auf durchschnittlich 65 m Graben kommt ein Tor. Das ist allen Regeln der Befestigungskunst widersprechend, da jedes Tor eine schwache Stelle bildet. Ein Bedürfnis für so viele Eingänge kann auch bei einer Fluchtburg in keiner Weise begründet werden. Innerhalb des Wallringes hat sich ein zweiter dem äußeren Graben in etwa 20 m Abstand folgender kleiner Graben gefunden, der Spuren von senkrechten Holzpfählen erkennen ließ. Lehner spricht ihn als einen Palisadengraben an, wie solche bei römischen Lagerbefestigungen häufig vorkommen. Auch dies ist ungereimt, da die Palisade stets außerhalb der Hauptbefestigung hingehört, nicht innerhalb. Schließlich spricht die ganze Lage der Wallanlage gegen einen kriegerischen Zweck. Sie liegt nämlich, in keiner Weise durch natürliche Hindernisse geschützt, auf einem völlig ebenen und nur leicht geneigtem Gelände, während in der Nähe, am Rand des Nettetales, ausgezeichnet zu Fluchtburgen passende Orte vorhanden sind. Daß auf dem Gelände kein Wasserquell vorhanden ist, mag auch noch erwähnt werden, da ohne Wasser natürlich keine Befestigung länger als einen oder zwei Tage verteidigt werden kann.

Das Rätsel der Anlage erklärt sich m. E. sehr einfach. Sie ist ein Festplatz gewesen. In dem äußeren Ring zwischen Wall und Palisade oder Schranke hat man gelagert, und die Wagen, auf denen man zum Fest kam, aufgestellt. Der Wall diente also mehr nur der Abgrenzung des Platzes nach außen, vielleicht nur gegen Wölfe oder sonstige ungebetene Gäste während der Nachtzeit. Die innere Schranke hegte den eigentlichen Festplatz ein. Die große Zahl der Einfahrten erklärt sich aus der Notwendigkeit, mit einzelnen Wagen heraus und herein fahren zu können, ohne die anderen Wagen und Zelte mehr als nötig zu stören.

Für die Annahme eines Festplatzes spricht sehr energisch auch die Tatsache, daß die Gegend von Mayen auch in späterer Zeit eine bevorzugte Stätte für Volksversammlungen gewesen ist. Nicht weit davon, bei Ochtendunk, befand sich die Hauptgerichtsstätte der Rheinfranken mit ihren drei Hügeln, den sogenannten drei Tonnen (vgl. Düne), entsprechend dem Drei-Hügelheiligtum von Österholz und Upsala. Südlich lag das Maifeld, wo die fränkischen Heeresversammlungen stattfanden.

Bei dieser Gelegenheit sei auch darauf hingewiesen, daß die von Prof. Hofmeister ausgegrabene Altenburg bei Niedenstein in Hessen nicht, wie z. B. auch Prof. Jacob-Friesen will, eine Residenz und Hauptstadt der Hessen gewesen ist, sondern ein nur zu Festzeiten besuchter Platz. Die dort gefundenen bescheidenen Hausgrundrisse von etwa 3 m im Quadrat mit Flechtwänden zwischen vier Holzpfählen sind nichts anderes gewesen, als die uns aus den Isländischen Sagas bekannten Hütten der Festteilnehmer. Sonst müßte man ja annehmen, die Wohnkultur unserer Vorfahren hätte tief unter der primitivster Negervölker gestanden, abgesehen davon, daß man nicht erklären könnte, wovon dort oben auf der Altenburg eine große Bevölkerung ihre Nahrung gefunden haben sollte.

H. A. Prietze.

Steinkreuze bei Nördlingen gibt es im Ries dortselbst noch etwas über zwanzig. Sie sind hier als Sühnekreuze bei Mordtaten aufzufassen, wie vier im fürstlichen Archiv zu Wallerstein liegende Urkunden der Jahre 1441, 1449, 1455 und 1475 beweisen. In diesen ist gesagt, daß der Täter an der Stelle des Mordes oder Totschlages ein steinernes Kreuz neben anderen ihm auferlegten Bußen zu setzen habe. In drei Fällen ist die Größe des Kreuzes genau bestimmt. S. dazu Rieser Geschichtsfreund 1922, Nr. 10. Dr. E. Frickhinger.

„Deutsche Bücher in Lateinschrift lese ich nicht." Bismarck

Die Bücherwaage

Helmut de Bor, **Das Attilabild in Geschichte, Legende und heroischer Dichtung.** (Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft Bern, der neuen Folge neuntes Heft.) Verlag A. Franke A. G., Bern 1932, 51 S. geh. 2.80 RM.

Der Berner Germanist wirft in diesem fesselnd geschriebenen Heft eine sagengeschichtlich äußerst belangreiche Frage auf, die auch für die Beurteilung germanischer Kulturgeschichte von Bedeutung sein wird. Er untersucht das Bild des Hunnenkönigs Attila, wie es uns von der dürftigen geschichtlichen Überlieferung, von der kirchlich beeinflußten Legende, und endlich von der Heldendichtung des germanischen Europa gezeichnet wird.

Die krassen Gegensätze, die in dieser dreifachen Blickrichtung — vor allem zwischen den beiden letztgenannten — hervortreten, lassen erkennen, daß drei grundverschiedene Einschätzungen des Hunnenkönigs von Anfang an nebeneinander bestanden haben müssen. Die eine, rein verneinende und daher sagengeschichtlich am wenigsten ergiebige, ist die Vorstellung von der „Gottesgeißel", welche die kirchlich und westlich gefärbte legendäre und halbgeschichtliche Überlieferung beherrscht. Für diese ist Attila überhaupt eine nur zerstörende Erscheinung, die aus einer völlig fremden und unverstandenen Welt in den christlichen, d. h. romanischen Kulturkreis einbricht, um nach Erfüllung seiner fast rein apokalyptisch aufgefaßten Sendung ebenso unverstanden wieder daraus zu verschwinden. Dieses Attilabild ist, da es keine menschlichen Züge trug, poetisch ganz unfruchtbar geblieben; Attila erscheint nur als Statist für alle möglichen Bösewichtrollen.

Ganz unabhängig und völlig unbeeinflußt steht daneben das Attilabild der Heldendichtung. Die Trennungslinie innerhalb dieser, fast nicht weniger scharf, verläuft hier zwischen den beiden Auffassungen Attilas, die auf der einen Seite den freigebigen und gütigen, treuen Freund verbannter Helden herausgearbeitet haben, auf der anderen Seite den düsteren Vertreter einer starken Tatkraft, die sich mit „bedenkenloser Gier und List" paart. Der erste Typ ist in der südgermanischen Heldendichtung, in den großen Epen, rein und von der kirchlichen Überlieferung fast unbeeinflußt erhalten; der zweite tritt in der nordischen Dichtung mehr heraus, am eindrucksvollsten im alten Atliliede.

De Boor erkennt die Wurzeln dieser verschiedenen Auffassungen schon in der Schilderung Attilas durch Jordanes, der in manchem auf dem Zeugnis des Priskos beruht, dem „Zeitgenossen Attilas und persönlichen Beobachter hunnischer Sitten"; anderes hat er von Cassiodor, dem Mitarbeiter Theoderichs des Großen übernommen. Der Verfasser hält schon den Jordanes-Bericht für das Ergebnis verschiedener Überlieferungen, die aus ganz verschiedenen Einstellungen zur Person und den Taten Attilas herrühren. Zweifellos hat er hier recht, denn im einzelnen schimmert bei Jordanes die Heldenschilderung durch, die germanischem Heldenliedstil entstammt; in anderem wirkt der uranfängliche völkische und persönliche Gegensatz nach, in dem die Goten am Schwarzen Meere zu ihren hunnischen Nachbarn und Bedrängern gestanden hatten, und der nach Attilas Tode mit voller Kraft wieder losbrach.

Diese Einstellung hat nach de Boors Ansicht das Attilabild geformt, das die byzantinischen Geschichtsschreiber zeichnen; er findet es aber auch in nordischen Heldenliedern wieder; vor allem in dem Alten Atliliede, das von dem Untergang der Burgunden durch Atlis Habgier berichtet. Ganz altertümliches Gepräge trägt aber auch in diesem Sinne das Lied von der Hunnenschlacht, das man bisher allgemein als einen poetischen Nachhall der katalaunischen Schlacht angesehen hat; obschon auch die Vertreter dieser Ansicht zugeben müssen, daß auf die für westgotisch gehaltene Überlieferung zum mindesten starke Einflüsse aus dem Gesichtskreise der südrussischen Ostgoten eingewirkt haben müssen.

Hier setzt de Boors Kritik mit einem sehr wirksamen Beweismittel ein: der ganze Schauplatz dieses Liedes von der Hunnenschlacht ist südöstlich, aus der ukrainischen Landschaft zu erklären; nichts aber gibt einen auch nur annähernd zwingenden Beweis für eine Übereinstimmung der Überlieferung von der katalaunischen Schlacht;

sehr vieles spricht dagegen. Dazu kommt noch ein wichtiger Punkt: der Bericht über Attilas Tod durch eine germanische Frau, der nur bei den oströmischen Historikern zu finden ist, entsprechend aber wieder nur in der nordischen Dichtung wiederkehrt. All dies gibt dem Verfasser Anlaß, statt der bisherigen Annahme einer fränkischen Herkunft dieser nordischen Lieder eine unmittelbare Wanderung des ostgotischen Sagenstoffes über die „Kulturbrücke" vom Schwarzen Meere zur Ostsee anzunehmen.

Man kann nicht umhin, sehr vieles in seiner Begründung als geradezu bestechend hinzunehmen. Zu den gegebenen Begründungen sei noch die eine nachgetragen, daß dieser Wanderweg tatsächlich auch vom 10. bis zum 12. Jhd. wieder durch die Warägerfahrten der Schauplatz unmittelbarer nordisch-byzantinischer Einflüsse gewesen ist. Einen schwächeren Punkt in de Boors Annahme bildet der von ihm vertretene ostgotisch-nordische Ursprung des Stoffes vom Burgunderuntergang; er gehört jedoch nicht notwendig in die Kette seiner Beweisführung hinein und ist daher mehr als Anregung zu betrachten. Ein ganz dunkles Kapitel bleibt auch jetzt noch die sächsische Sage, von der wir inhaltlich so wenig wissen, die aber wegen einzelner Züge als wichtiges Mittelglied zwischen fränkischer und nordischer Sage nicht entbehrt werden kann. — Die wertvolle Veröffentlichung stellt aber so wesentliche neue Fragen, daß eine nachhaltige Anregung unserer germanischen Sagenforschung von ihr ausgehen wird.

J. O. Plaßmann.

Gertrud Herzog-Hauser, **Soter.** Die Vorstellung des Retters im altgriechischen Epos. Wien 1931, Mayer u. Comp. 8°, 190 S. 8.— RM.

Diese schöne, materialgesättigte Studie gibt das erstemal ein vollständiges Bild der Soter (Heiland, Bewahrer, Retter) -Vorstellung in der altgriechischen Religion. Es werden nicht nur die Götter aufgezählt, die Soter (Soteira) genannt werden, sondern alle Synonyma von Soter werden berücksichtigt und die Tätigkeit der Soteres genau untersucht. Es ergeben sich dabei tiefe Einblicke in die altgriechische Religion.

Die Arbeit beschränkt sich durchaus auf das griechische Gebiet. Dabei ist sich die Verfasserin bewußt, welche Bedeutung eine Untersuchung der Sotervorstellung für die Erforschung des altchristlichen Komplexes hat, bemerkt aber nicht, wie wichtig sie auch für die Erforschung der urindogermanischen und germanischen Religion ist. Die Vorstellungen, denen hier an Hand des altgriechischen Überlieferungsgutes nachgegangen wird, sind uralt. Das gilt von der Zeusreligion, für den Zwillingskult und ebenso für die Vorstellung von der Dualität des Soters, die die Verfasserin mit Recht besonders hervorhebt (vgl. die Ausführungen über den „negativen Soter", d. h. den Verderber, Zerstörer [Oleter]). Es sei zum letzteren hier nur kurz verwiesen auf den „dualistischen Charakter des Heilbringers" bei nordamerikanischen Indianern (siehe van Deursen, Der Heilbringer, Groningen, 1931, S. 369 ff.).

Die Soteres katexochen der Griechen sind die Dioskuren, die als Ärzte sowohl wie als siegverleihende und aus Seenot rettende Heilande galten. Die göttlichen Zwillinge sind in dieser Bedeutung bereits urindogermanisch (darüber zuletzt Krappe, Mythologie Universelle, Paris 1930, Chap. IV). Insbesondere die germanischen „Dioskuren" hätten von der Verfasserin herangezogen werden müssen: ihr Name bei den Nacharvalen — Alci, germ. *Alchi —, den Tacitus überliefert, ist von R. Much als Beiname erkannt worden und bedeutet „Schützer" (zu germ. *algon, ags. ealgian „schützen"; derselbe Stamm in got. alhs, altsächs. alah angelsächs. ealh, lit. alkás usw. „Tempel, heiliger Hain", d. i. ursprünglich „durch Dornhag oder rotes Band eingehegter Raum, geschützter Bezirk"). Dasselbe Wort lautet im Griechischen Alkter und wird von der Verfasserin als Synonym von Soter aufgeführt (S. 5, vgl. S. 9); es ist bedeutsamerweise Beiname des Zeus und des Zeussohnes Herakles (Alkaios). Auch die „Dios-kuren" sind Zeussöhne, und bereits ur-indogermanisch haben die göttlichen Zwillinge als Söhne des Himmelsgottes gegolten. Andererseits heißen die griechischen Zwillinge auch Tyndariden. Tindaridai ist zurückzuführen auf Tin-daroi, d. h. Söhne des Tin (Maresch und Kretschmer). Tin ist der Name des Himmelsgottes der „protindogermanischen Schicht" (d. h. vorgriechisch-indogermanisch) in Griechenland. Diese Ableitung des Namens Tindaros ist inzwischen durch Altheims Ausführungen über Juturna (Griechische Götter im alten Rom, Kap. 1) gestützt worden und kann daher als sicher gelten; damit fallen die älteren Herleitungen, von denen die Verfasserin diejenige von Usener noch erwägt.

Ebenso wie das Nebeneinander der beiden Namen Dioskuren und Tindariden scheint aber auch die Rivalität des Zeus und Poseidon (siehe Soter S. 85 ff.) sich aus der Übereinanderschichtung zweier indogermanischer Wellen zu erklären. „Poseidon", d. i. poti-da, „Gemahl der Erde", ist Beiname, der eigentliche Name des Gottes ist Tin, wie aus den einleuchtenden Ausführungen der Verfasserin (S. 58 ff.), die für die Gleichung Tyndareos-Poseidon eintreten, zu folgern ist. Nach indogermanischem Glauben ist der „Gemahl der Erde" eben der „Himmelsgott", der ursprünglich sehr wohl zugleich Meergott gewesen sein kann, wofür der Völkerkundler Parallelen nachzuweisen vermag. Wenn also die Verfasserin zeigt, daß verschiedene griechische Zwillingspaare zunächst nicht dem Zeus-, sondern dem Poseidonkreis angehören, so ist damit nachgewiesen, daß der Zwillingskult bereits bei der protindogermanischen Schicht in Griechenland eine große Rolle spielte — das ist bei seinem ur-indogermanischen Alter gar nicht verwunderlich — und daß die Griechen diese protindogermanischen Zwillingskulte übernahmen, wie sie auch den Poseidon-(Tin-)kult übernahmen. Denn es ergab sich daß Poseidon nichts anderes ist als der „Zeus" der protindogermanischen Schicht. Wenn Zeus und Poseidon in der späteren griechischen Religion Rivalen sind, also nicht einfach identifiziert wurden, so ist der Grund darin zu sehen, daß in beiden der Urzeus (bzw. Urposeidon) bereits Sonderprägung erfahren hatte.

Dr. phil. Otto Huth.

Wirth, Herman, **Die heilige Urschrift der Menschheit.** Lieferung 10, Text S. 465—512, Anmerkungen S. (49)—(64), Tafel 365—395. Gr. 4°. Verlag Koehler u. Amelang, Leipzig 1932. (Schluß aus Heft 6.)

Dem oberweltlichen Sonnenlaufbogen ⌒, in seiner kürzesten Form schon als „ur" bekannt, wird als Analogie der unterweltliche, nächtliche Bogen ◡ gegenübergestellt. Das abstrakte Symbol wird dann wiedergefunden in dem irdischen Sinnbild, das wie kaum ein anderes die Verbundenheit des sinnenden Menschen mit dem All bezeugt: die Zeugung neuen Lebens aus Himmel und Erde, die heilige Hochzeit, der hieros gamos der Griechen, die aus der ursprünglichen sonnen- und erdenhaften Bedeutung erst viel später zur „Syzygia" von Sonne und Mond geworden ist. Der „Vater Himmel" und die „Mutter Erde" sind weitverbreitete Motive; im Indischen erscheint als Sohn (sûnu) von dyaus pitar (Vater Dyaus, Zeus, Tiu) und pṛthivi mâtar (Mutter Erde, terra mater, Mutter Erke usw.) der Sonnengott Agni Sûrya und seine Erscheinungsformen, die Â dityas.

Es wäre zu erwägen, ob von hier aus gesehen nicht die gemeinsame Herkunft der Wortstämme von „Sonne" und „Sohn" zu erklären ist. Jedenfalls erweist die germanische Form- und Sprachüberlieferung hieran wieder ihre älteste Ursprünglichkeit; denn ing, der Name der Rune, trägt den Begriff „Nachkommenschaft, Abstammung"; vor allem als Suffix (Wortanhang) bei der Bildung von Abkunftsnamen (z. B. Düding = Sohn des Dudo), und entsprechend als Bezeichnung eines Abhängigkeitsverhältnisses (z. B. Pröbsting = Vasall des Probstes). Doch erscheint sie mundartlich noch als Koseform, die ursprünglich eine Verkleinerung oder Verkindlichung bedeutet (z. B. Lening = kleine Lene); gerade hierin tritt die ursprünglichste Bedeutung noch klar hervor. Es wäre zu erwägen, ob nicht die lateinische Verkleinerungsform -ulus (Augustulus = der kleine Augustus) auf eine entsprechende Wurzel (ul?) zurückgeht. Denn im „Jul", in der Wintersonnenwende, geht der junge Thor, der „terra editus" aus dem Schoße der Mutter Erde, und damit aus der heiligen Hochzeit, dem hieros gamos, hervor, dessen Sinnzeichen die Rune ing = ⋈ ist, die übrigens in den Hausmarken noch eine Rolle spielt.

Diese Bedeutung ist auch ohne Herman Wirth durch die neue Religionsforschung als Sinn des hieros gamos erschlossen worden; aber erst in der Herstellung des Zusammenhanges zwischen Rune, Wort und mythischer Bedeutung, die von Wirth vorgenommen wird, liegt das eigentlich Überzeugende. Denn die *n-k-Formel läßt sich als Ursinn der ing-Rune weithin verfolgen, und sie wird durch das epigraphische Material vollständig belegt. Die Indianermythen zeigen noch die Wortüberlieferung in Übereinstimmung mit der bildlichen Überlieferung der Mexikaner, in deren Codices der Quetzalcoatl und der „Wurm", die Erdschlange, der Halbkreisbogen, in der Verschlingung der ing-Rune erscheinen. Niederländische Wappen und Hausmarken setzen die Überlieferung fort, die noch aus jener Zeit nachklingt, da die im angelsächsischen Flursegen erhaltene Bitte an das hochheilige Paar lebendig empfundene Wirklichkeit war:

Die Erde bitt' ich, den Oberhimmel:
Erke, Erke, Erke, Erdenmutter!
Es gönne dir der Allwaltende
Äcker wachsend und ährensprießend …
Heil sei dir, der Irdischen Mutter!
Sei du grünend in Gottes Umarmung,
Mit Frucht gefüllt den Irdischen frommend.

Das ist nicht etwa ein nördlicher Ableger südlich-östlicher Mythen von der heiligen Hochzeit, wie man früher immer ange-

nommen hat, sondern die erd- und himmelverbundene, ursprüngliche Wirklichkeit des Erlebnisses selbst, von dem die prunkvolle süd-östliche Ausgestaltung nur ein irrer, der Heimat des Gedankens entfremdeter Widerschein ist.

Eremita.



Kulturen und Kulturbeziehungen im deutschen Osten

Wolfgang La Baume, **Vorgeschichtliche Kulturen und Völker in West- und Ostpreußen.** Altpreußische Forschungen, 10. Jahrg., Heft 1, 1933, Verlag Gräfe und Unzer-Königsberg i. Pr. Westpreußen und Ostpreußen bis zur Passarge gehören in der jüngeren Steinzeit und in der Bronzezeit unzweifelhaft zum nordischen Kulturkreis. Weder Aunjetitzer noch Lausitzer Kultureinflüsse lassen sich auf diesem Boden nachweisen. Insbesondere von der jüngeren Bronzezeit ab ist die Kultur unzweifelhaft germanisch. Östlich der Passarge jedoch zeigt sich deutlich eine andere Kultur, die den seit Urzeiten dort siedelnden Altpreußen zugeschrieben werden muß, und die während der germanischen Nachbarschaft stets erhebliche Einflüsse von dort erhalten hat. Nach dem Abzug der Ostgermanen dehnt sich die ostische Kultur auch nach Westen, und zwar bis an die untere Weichsel aus, eine Grenze, die bis zum Erscheinen des deutschen Ritterordens bestehen bleibt. Beachtenswert ist, daß der wikingische Einfluß — sei es nur kulturell oder als Siedlung — sich als immer bedeutsamer herausstellt. / Ernst Petersen, **Ein eigenartiger jungsteinzeitlicher Gefäßrest aus Opperau, Kreis Breslau.** Altschlesien, Bd. 4, Heft 1/3, Breslau 1932. Ein Vergleich dieser am Rande eigenartig verzierten Scherben mit im Danziger Museum befindlichen Stücken aus Rutzau zeigt, daß in der Jungsteinzeit nicht nur Beziehungen zwischen dem schlesischen Gebiet und dem nordischen Kulturkreise, sondern auch mit den ostbaltischen Kulturen bestanden haben müssen. / Karl Engel, **Die ostmasurischen Hügelgräber bei Neuschendorf, Kr. Lyck.** Mannus, Bd. 24, Heft 4, 1932. Bei näherer Durchforschung zeigt sich, daß das Gebiet östlich der masurischen Senke einer besonderen ostmasurischen Kultur zuzuschreiben ist, die von der Bronzezeit bis nahezu an die geschichtliche Zeit heran fast unverändert dasselbe Gebiet innehält, und insbesondere im Bestattungsbrauch ein ungewöhnlich konservatives Gepräge zeigt; kann man dieselben Steinhügelgräber doch von der Bronzezeit bis in die letzte heidnische Zeit beobachten. Diese ostmasurische Kulturgruppe deckt sich offenbar mit dem geschichtlich bezeugten Siedlungsgebiet der altbaltischen Sudauer oder Jatwinger, die bereits von Ptolemaios in derselben Gegend erwähnt werden. / Albert Kiekebusch, **Der Hacksilberfund von Quermathen, Kr. Westhavelland.** Brandenburgia. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde und Heimatschutz in der Mark Brandenburg. Verfasser meldet einen besonders reichhaltigen Hacksilberfund nebst Urne, der der spätesten Zeit zuzurechnen ist. Die Zeit der wendischen Hacksilberfunde dauert etwa von 850 bis 1050 n. Chr.

Kultur und Technik

Waldtraut Bohm, **Tätigkeitsbericht über die archäologische Landesaufnahme im Kreise Westpriegnitz.** Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit. 8. Jahrg., Heft 12, Verlag Kabitzsch, Leipzig 1932. Der Kreis Westpriegnitz hat eine Landesaufnahme aller feststellbaren vor- und frühgeschichtlichen Altertümer tätigen lassen, die zu erfreulichen Ergebnissen geführt hat. Altsteinzeitliche Funde konnten nicht einwandfrei nachgewiesen werden, dagegen ist die mittlere Steinzeit reich vertreten. Mikrolithen sind außerhalb der bereits bekannten Fundstelle Groß-Lüben nicht festgestellt worden, die Großgeräte jedoch sind recht zahlreich. Die Fundplätze liegen meist auf Dünen und anderen Anhöhen, insbesondere längs des Elbtales. Überhaupt ist eine Häufung der Siedlungen am Rande und innerhalb der Flußtäler durch alle Perioden hindurch zu beobachten. Es finden sich Kernbeile und -hacken, ein Pickel, ein Rundkratzer, querschneidige Pfeilspitzen, sowie Magdalenienähnliche Klingen und vereinzelte Walzenbeile. Die Scherbenfunde sind ungewiß, da meist Oberflächenfunde. Die Jungsteinzeit lieferte zahlreiche Äxte, dagegen ist die Keramik spärlich. (Vorwiegend Walternienburg-Bernburger Gruppe.) Für die ältere Bronzezeit konnte durch eine Grabung bei Dallmin eine eigenartige Übergangsform von der Körperbestattung zur Leichenverbrennung nachgewiesen werden. Die Größe des Grabes und die Lagerung der Beigaben entsprachen einer Körperbestattung, während die Asche der Toten über das ganze Grab verstreut war. Die jüngere Bronzezeit ergab in reichem Maße eine Töpferware, die der Lausitzer Keramik sehr nahe steht und in Verbindung hiermit neue Beobachtungen über interessante Grabformen. Eine in letzter Zeit ausgeführte Grabung erbrachte erneut Einblick in die Wohnweise der Germanen am Ende der Bronzezeit: Es ist ein Viereckhaus mit je einem Alkoven an den Längsseiten. Für die übrigen Perioden konnte nichts wesentlich Neues festgestellt werden. Bemerkenswert war die überaus starke Besiedlung dieses Gebietes. Slavische Funde sind selten, doch konnten sechs neue Burgwälle festgestellt werden, so daß sich jetzt ein regelrechtes System in der Anordnung der Burgwälle ergibt. Eine beträchtliche Zahl wüster Dörfer erinnnert an die Zeit der deutschen Kolonisation. Auch im Kreise Westpriegnitz konnte wieder mehrfach das Zusammentreffen eigenartiger Sagen mit vorgeschichtlichen Fundstellen beobachtet werden. / Unter den **Fundnachrichten aus Thüringen und dem Rheinlande,** die am selben Ort erschienen sind, ist bemerkenswert ein Wagengrab der älteren Latenezeit, das auf einem Gräberfeld an der Andernacher Straße bei Kärlich gefunden wurde. In dem von Osten nach Westen gerichteten Grabe befand sich ein stark vergangenes Skelett in gestreckter Lage, an dessen Fußende sich eine Bronze-Schnabelkanne, die Reste zweier Lanzenspitzen sowie Goldreifen und Anhängerchen befanden, die vielleicht zu einem Trinkhorn gehört haben. Über der Leiche stand der Wagen. Die eisernen Reifen der beiden Räder, die 80 cm im Durchmesser betrugen, waren, da Nagelspuren nicht vorhanden sind, offenbar warm aufgezogen und steckten in ihren unteren Teilen noch aufrecht im Boden, während sie oben zerdrückt waren. Die Radspeichen waren 3 cm stark, zahlreiche sonstige Eisen- und Bronzeteile sind erhalten. Alle Holzteile waren mit dünnen Bronzeplättchen inkrustiert, wobei Holz und Bronzeplättchen schachbrettartig abwechselten. Zur Befestigung der Räder dienten je zwei messerartig mit Blattrippen hergestellte eiserne Lonnen von 20 cm Länge. Verschiedene, z. T. reich verzierte Bronze- und Eisenteile deuten auf das Vorhandensein einer Deichsel; vom Oberbau des Wagens hat sich jedoch merkwürdigerweise keine Spur finden lassen, die auf Form und Ausschmückung schließen ließe.

Jörg Lechler, **Neues über Pferd und Wagen in der Steinzeit und Bronzezeit.** Mannus, Bd. 25, Heft 2, 1933. Die Entstehung des bespannten Wagens ist lange Zeit im Orient gesucht worden. Besonders der Rennwagen von Theben in Oberägypten, der um 1500 v. Chr. anzusetzen ist, galt als hervorragendes Beispiel, bis sich herausstellte, daß er nicht nur durchweg aus nordischem Material hergestellt, sondern fertig aus dem Norden eingeführt worden sein muß. Heute wissen wir aus zahlreichen Darstellungen aus Nordeuropa, daß dort weit früher schon verschiedene Wagentypen im Gebrauch gewesen sein müssen. Es steht heute fest, daß die Zähmung des Hauspferdes aus dem Tarpan in Europa erfolgt ist, und zwar zunächst nicht aus wirtschaftlichen, sondern aus religiösen Zwecken, und daß die Indogermanen das Pferd in Kleinasien eingeführt haben. Auch die Sumerer haben bekanntlich ihre Maultiere nebst dem zugehörigen Geschirr aus dem „Norden" bezogen. Sehr früh schon verfügten die Indogermanen über sehr hohe Kenntnisse in der Pferdezucht. So ist unter den Tontafeln von Boghaskoi eine regelrechte Anleitung von indogermanischer Herkunft auf Zufahren und Training der Pferde erhalten, die geradezu hochmodern anmutet. Wagenrennen sind in der Bronzezeit im Norden bereits weit verbreitet gewesen. Hier sei besonders an die Rennbahn von Stonehenge erinnert. War in der Steinzeit auch der zweirädrige Wagen noch mit Rindern bespannt, so erscheint in der Bronzezeit der zweirädrige Wagen ausschließlich mit Pferdebespannung, während der vierrädrige Wagen weiterhin Ochsenbespannung behält, bis dann in der frühen Eisenzeit auch hier die Rinder dem Pferde Platz machen. Auch über die hohe Technik des Wagenbaues sind wir vorzüglich unterrichtet, neben den Zeichnungen insbesondere durch die gefundenen Miniaturnachbildungen.

Hertha Schemmel.

„Der deutschen Väter Schrift muß unser bleiben." Rosegger



Vereinsnachrichten

An unsere Mitglieder!

Bericht usw. über die Pyrmonter Tagung wird im August-Heft erscheinen. Wir bitten, alle Wünsche und Anregungen, die auf der diesjährigen Pfingsttagung Herrn Teudt, dem 1. Vorsitzenden, dem Schriftleiter usw. mündlich vorgebracht worden sind, noch einmal schriftlich zu wiederholen.

Eine nachträgliche Anfertigung einer Liste der Teilnehmer an der Pyrmonter Tagung ist nicht möglich, da nur für den ersten Tag (Externsteine) eine Anwesenheitsliste vorliegt.

Wer gut gelungene Bilder von der Tagung (z. B. Teudt, Besuchte Stätten) hat, wird gebeten, unter Angabe des Bildgegenstandes seine Anschrift, Größe und Preis des Bildes mitzuteilen an Frau v. Bescherer, Detmold, Witjestr. 7. Die Mitteilungen sollen im nächsten Heft „Germanien" veröffentlicht werden, um gegebenenfalls den Erwerb solcher Bilder zu ermöglichen.

Am 18. April d. J. hatte der 1. Vorsitzende der Vereinigung den Herrn Preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung auf die Bestrebungen der Vereinigung aufmerksam gemacht und darum gebeten, einen Vertreter des Ministeriums zur Tagung zu entsenden. Darauf ist folgende Antwort eingegangen:

„Der Preuß. Minister für Wissenschaft, Berlin, den 23. Mai 1933.

U.I, Nr. 36329. 1

W 8, Unter den Linden 4.

Auf das Schreiben vom 18. April 1933 — Nr. 432 —.

Für die Übersendung der Prospekte und der Monatshefte „Germanien" sowie des Buches „Germanische Heiligtümer" sage ich Ihnen meinen besten Dank. Die Bestrebungen der Vereinigung finden meine Anerkennung.

Die Entsendung eines Vertreters des Ministeriums zu der in Bad Pyrmont stattfindenden 6. Tagung der Vereinigung wird mangels Zeit leider nicht möglich sein.

gez. Rust.

An den Vorsitzenden der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte E. V., Herrn Oberstleutnant a. D. Platz in Detmold.

Das Inhaltsverzeichnis zur 4. Folge wird im Juli gedruckt und nach Fertigstellung an die Bezieher dieser Folge versandt.

Hagen. Die Zusammenkunft d. Fr. g. V. am 6. Mai 1933 brachte wieder angeregte Stunden. Trotz der augenblicklichen Versammlungshochflut hatten sich zahlreiche Freunde der näheren und weiteren Umgebung eingefunden. — Der Vortrag von Herrn Lehrer Pielhau behandelte einen Eisenschlacken-Fundort, der durch eigenartige Flurnamen auffiel. — Z. B. Schloß, Schloß-Torf, Hilgenplatz, Boomberg, Sonntag, Wiensiepen usw. — Zunächst wurden die bisher bekannten Arten der vorgeschichtlichen Eisengewinnung behandelt. — Wie an der Fundstelle die Schmelzung vor sich ging, konnte leider noch nicht klargelegt werden. — Festgestellt wurde, daß es sich um eine Anlage handelt, in der

1. mit Holzkohle geschmolzen wurde, obwohl Steinkohlen in nächster Nähe vorkommen,
2. wurde das Eisen bei geringer Temperatur geschmolzen, also ohne künstlichen Wind,
3. enthielt die Schlacke noch 55% Eisen, aber keinen Schwefel, den Schmelzern muß demnach wohl die Schädlichkeit des Schwefels im Eisen bekanntgewesen sein, so daß entsprechendes Erz verwendet wurde. — Der reiche Eisengehalt in der Schlacke weist auch auf unvollkommenen Schmelzvorgang hin,
4. wurde das Erz zur Kohle transportiert, nicht die Holzkohle zum Erz, vermutlich, wie in der Aussprache angegeben wurde, wegen der Empfindlichkeit der Holzkohle gegen Feuchtigkeit.

Leider lassen die bisherigen Feststellungen noch keine Festlegung des Alters zu. Die Forschungen gehen aber weiter.

Die lebhafte Aussprache brachte weitere Bereicherung des Vortrages. — So wurde darauf hingewiesen, daß der Zusammenhang der Flurnamen mit der Schmelzstelle wahrscheinlich sei, da der Schmied, ob seiner Kenntnisse den Göttern nahestehend, auch als Arzt gerufen worden sei. Ferner wurde auf die zahlreichen Schlackenfunde in unserer Gegend aufmerksam gemacht. Manche Flurnamen haben das Wort „Sinter" (= Hammerschlag — Schlacke) erhalten, so z. B. „Singerhop" = Sinterhaufen.

Es wurde angeregt, ähnlich wie in den Karten von Böttcher, Weidenau, auch für unsere Gegend die Schlackenfundorte genau zu bezeichnen, um so vielleicht mal zu erfassen, wann der Ursprung zu unserer Eisenindustrie, der heutigen Erwerbsquelle, gelegt wurde. Sagen wie „Wieland der Schmied" können hierzu wertvolle Hinweise geben. — Es sei bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß auch in der Nähe von Österholz (Finkenkrug) zahlreiche Eisenschlacken zu finden sind — ein Beweis mehr für die frühe Besiedlung der Gegend.

Die Berichte in der Aussprache zeigten ferner, daß unsere Freunde behilflich sind, vorgeschichtliche Denkmäler zu retten.

Her Spiegel bat nochmals, Fundstücke mit Fundort und Datum zu bezeichnen und der Allgemeinheit zugänglich zu machen. — Weiterhin machte er aufmerksam auf das im Ausbau begriffene Ruhrtalmuseum in Schwerte, das besonders der Vorgeschichte dienen wird.

In den Sommermonaten sollen verschiedene geschichtliche Stätten der nächsten Umgebung besucht werden. —

Herr Rektor Frommann hat den Posten eines „vorgeschobenen Beobachters" übernommen, der bei jeder Versammlung über neue Funde, Arbeiten usw. gleichgerichteter Bestrebungen kurz berichten wird. —

Frl. Treppmann wird die Kasse der freiwill. Beiträge führen. Ein fester Beitrag soll nicht erhoben werden mit Rücksicht auf die gegenwärtige Notlage. — Ko.

Hannover. Bericht der Ortsgruppe über die Monate Februar bis Mai. Am 9.2. sprach Direktor Wilhelm Teudt über: „Germanische Heiligtümer." Der Saal des Hansahauses war überfüllt, viele Besucher konnten deshalb leider keinen Einlaß mehr finden. Das Interesse, das die Ausführungen des Vortragenden fanden, war ganz außerordentlich und hielt die Zuhörer bis zu später Stunde fest. Die junge Ortsgruppe hat mit dieser Veranstaltung in Hannover festen Boden gefaßt.

In der Mitgliederversammlung im März sprach unser Mitglied Max Lange über „Das Rad in der Eilenriede, ein altgermanisches Heiligtum". Die Bedeutung des Vortrages lag darin, daß bei den Umänderungen im hannoverschen Stadtwald „Eilenriede" in den letzten Jahren dieses Sonnenheiligtum, eine sogen. Trojaburg, beseitigt bzw. $1^1/_2$ m hoch überdeckt worden war und nun weitere Kreise für die Wiederherstellung interessiert werden sollten. Tatsächlich hat der Bericht in der Presse über den Vortrag wesentlich mit dazu beigetragen, daß der gewünschte Erfolg anscheinend gesichert ist; die Wiederherstellung ist von städtischer Seite zugesagt worden.

Am 6. 4. hielt der braunschweigische Landesarchäologe Prof. Dr. Hofmeister in der Aula des Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums einen Lichtbildervortrag über „Die Heisterburg, das Rätsel des Deisters", der wieder ein volles Haus erbrachte, zumal diese aus altsächsisch-heidnischer Zeit stammende Wallburg im Deistergebirge bei Hannover die allgemeine Aufmerksamkeit in den letzten Jahren in verstärktem Maße auf sich gezogen hat.

In der Mitgliederversammlung im Mai sprach Regierungs- und Baurat Prietze (Verfasser von „Das Geheimnis der deutschen Ortsnamen") über „Das alte Land der Cherusker". Er zeigte an Hand einer Karte die Grenzen auf und wies nach, wie auf Grund der Namensdeutungen alter Ortschaften noch heute die ehemalige politische Einteilung des Gebietes, also zur germanischen Zeit, festzustellen ist. Der Vortrag fand lebhaftes Interesse, zumal die Stadt Hannover diesem cheruskischen Gau zugehört und die Ortsgruppe sich die Erforschung des alten Cheruskerlandes zur besonderen Aufgabe gemacht hat.

Am Sonntag, dem 28. Mai, fand die erste Geländefahrt der Ortsgruppe unter regster Beteiligung von Mitgliedern und Gästen und vom Wetter besonders begünstigt statt. Sie führte ins Herz des Cheruskerlandes, in den Sackwald mit seinen denkwürdigen Stätten, darunter auch die „Teufelskirche", das Hauptheiligtum der Cherusker. Die Verteufelung dieser Stätte sagt an sich schon genug, und die Ansicht, daß hier einmal eine Irminsul gestanden hat, ist geschichtlich nicht schlecht begründet, zudem heißt das nahegelegene Dorf Irmenseul(!). Da dieses Kultgebiet auch landschaftlich besonders reizvoll ist, waren alle Teilnehmer von der Fahrt sehr befriedigt.

Osnabrück. Auf dem 3. Vortragsabend (1. April 1933) der „Arbeitsgemeinschaft der Freunde germanischer Vorgeschichte“ sprach Dr. S. Kadner-Berlin über „Urnordisch-germanischer Glaube im deutschen Märchenschatz“. Wieder wies dieser Vortrag einen sehr guten Besuch auf, so daß die A.-G. Osnabrück mit dem Erfolg ihrer drei Vortragsveranstaltungen durchaus zufrieden sein kann. Der Redner gab zunächst einen Überblick über die Unterdrückung alles Deutschvolkhaften, von der fränkischen Eroberung an bis zur Romantik. Seit Karl dem Franken seien die Einflüsse des Römischen Rechts, der lateinischen Sprache und der römischen Kirche stark und bestimmend geworden (um zu zeigen, wie stark derartige Einflüsse noch bis heute nachwirken, sei der Ausspruch eines erst vor einigen Jahren verstorbenen Berliner Universitätsprofessors für Deutschkunde (Germanistik) angeführt: Die alten Deutschen hätten den grammatikalisch richtigen Gebrauch ihrer Muttersprache erst in den lateinischen Klosterschulen gelernt; ebenso hätten sie dort erst gelernt, richtige Verse zu machen!) Erst Walter von der Vogelweide könne wieder als deutsch empfindender Mensch bezeichnet werden. In der Zeit des Humanismus kämpfe Ulrich von Hutten für deutsche Art, in der Aufklärung mit ihrer gesamteuropäischen Einstellung verkünde Herder den Grundsatz völkischer Eigenart. Die Kraft seiner Gedanken zeige sich in der Bekehrung Goethes. Dann habe die Romantik eine außergewöhnliche Seelenerweiterung geschaffen, habe Volkslieder, Volksbücher und auch die Märchen aus Jahrhunderte altem Schlaf erweckt.

Auf dieser Grundlage konnte der Redner den zweiten Teil seines Vortrages aufbauen, der den Glauben unserer Altvorderen im Spiegel des Märchenschatzes beleuchtete. Seine Darlegungen schlossen sich zum großen Teile den Auffassungen Professor Wirths an. Ausführlich behandelte er zunächst das Sonnenerlebnis und seinen Niederschlag im Märchen (Goldmarie und Frau Holle). Eindringlich sprach der Redner über das Tier im Märchenschatz der Völker. Immer wieder konnte er die Beziehungen nachweisen, die zwischen den Märchen und einem Glauben bestehen, der sich auf die Erkenntnis aufbaut, daß die Sonne, der Jahreslauf Offenbarungen Gottes sind.

Ende Mai unternahm die A.-G. den ersten diesjährigen Ausflug. Über seinen Verlauf berichten wir demnächst.

Der Mißstand an den Externsteinen. (Eingabe der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte vom 14. Februar 1933 an das Landespräsidium Lippe.) Über die dringende Notwendigkeit, die Externsteine von dem durchgehenden Wagenverkehr, wenn möglich auch der Straßenbahn, als durchgehende Linie zu entlasten, gibt es nur eine Stimme. Schon vor einigen Jahren ist der Bau einer Umgehungsstraße in Aussicht genommen und der Plan ausgearbeitet, der dann der Kosten wegen nicht ausgeführt wurde. Neuerdings ist das Bedürfnis der Straßenverlegungen noch ganz erheblich gewachsen, besonders seitdem die Externsteine als eines der bedeutendsten Denkmäler germanischen Altertums erkannt sind und aus ganz Deutschland besucht werden. Das fortwährende Lärm, Staub und Gefahr bringende Durchfahren oft großer Menschenmassen, denen dort Erholung, Stille und ein ungestörtes Sichversenken in die Bedeutung des Ortes zu gönnen ist, hat bedauerliche, ärgerniserregende, ja unhaltbare Zustände herbeigeführt.

Es ist ein verhältnismäßig einfach durchzuführender Plan, wenn der gesamte durchgehende Wagenverkehr von Kohlstädt von der kleinen Egge aus nordöstlich abbiegend und zuletzt die Veldromer Straße benutzend, bei der Horner Oberförsterei zu der jetzigen großen Straße geleitet wird. Es handelt sich um den Bau einer Straße von höchstens 1,5 km Länge.

Wenn die gegenwärtige Absicht der Arbeitsbeschaffung irgendwie auch Straßenbauten in sich schließt, so wird hierdurch an die maßgebenden Stellen die dringende Bitte gerichtet, daß die Befreiung der Externsteine in die vorderste Reihe der Pläne gestellt werden möchte.

Deutscher Schriftbund. Unter diesem Namen besteht seit 1890 eine Vereinigung deutschbewußter Männner und Frauen, die sich Schutz und Pflege unserer deutschen Schrift als Aufgabe gesetzt hat. Der Jahresbeitrag beruht auf Selbsteinschätzung, beträgt aber mindestens 3 RM. Jedes Mitglied erhält die in zwangloser Folge erscheinenden „Mitteilungen“ des Bundes unentgeltlich. Werbedrucksachen von der Bundesleitung: Göttingen, Münchhausenstraße 25.

„Die lateinischen Buchstaben hindern uns über die Maßen sehr, gut deutsch zu reden.“

Luther

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933 | August / Erntung | Heft 8

Freier Zugang zum Heiligtum . . .

Von Universitätsprofessor Dr. Ernst Bergmann, Leipzig

Waldpredigt in der Osningmark, den Freunden Germanischer Vorgeschichte zur Erinnerung an die Pfingsttagung 1933 gewidmet.

Freunde germanischer Vorgeschichte!

Drei Tage sind wir nun miteinander durch die Wälder der Osningmark gezogen. Wir haben gesehen und gelauscht, gesucht und bewundert, nachgedacht und — verehrt. Was aber war es, das uns in all den Tagen so froh und fröhlich gestimmt hat? Welches sind die Gedanken und Gefühle, die uns bewegt haben in diesen herrlichen Wandertagen durch unser teures Heimatland?

Wir können diese Gedanken und Gefühle in folgende drei Sätze zusammenfassen:

Der Frühling ist erwacht!
Deutschland ist erwacht!
Die Vorzeit ist erwacht!

Und wer dieses dreifache Erwachen mit reinem Gemüt erlebt, wie sollte ihm das Herz nicht zittern vor Glück! Sieht er doch überall neues Leben: in der Natur, im Vaterland, in unserer Geistesgeschichte.

Ja: der Frühling ist erwacht! Das klingt in allen Herzen. Graue Wochen gingen zu Ende, goldene Sonnentage brachen an, als wir unsere Wanderung begannen. Tag für Tag kein Wölkchen am blauen Himmel, die Wälder so frisch und kühl, von Sonnengold durchschimmert. Blühende Wiesen und wogende Felder, Waldesrauschen und rieselnde Quellen. Und weit, unendlich weit über der grünen Heimaterde des Himmels ewige Bläue!

Warum sollten wir da nicht jubeln? Warum sollten wir unser Herz nicht weit öffnen dem „Licht der Lande“, dem Wiedererstandenen, dem Sieghaften, dem leuchtenden Leben, das aus dem gespaltenen Grabhaus der Mutter Erde emporstrebte mit weit ausgebreiteten Armen zum Licht, zum Himmel, zur Unendlichkeit!

Aber dies, das geheilte Leben zu sehen in der Natur, das war es nicht allein, was uns glücklich, fromm, anbetend stimmte in all den Tagen. Ein weiterer Gedanke kam hinzu, der uns immer und überall begleitet, der Gedanke, daß Deutschland erwacht ist und daß wir in einem neuen, einem geheilten Vaterland leben.

Graue, düstre Jahre, an denen Deutschland gelitten, gingen zu Ende in diesem Frühling des Jahres 1933. Wenn uns der Atem dieser Auen und Wälder so wohlig umweht, wenn der Jubel der erwachten Natur einen so hellen Widerhall findet in unseren Herzen, — der Grund ist, daß eine Last von uns genommen ist, die viele Jahre dunkel auf unserer Seele gebrannt. Deutschland ist erwacht, seine Kraft ist wiedergeboren, seine Ehre und Reinheit wiederhergestellt. Wenn wir eine Eiche hören, die im Winde rauscht, so brauchen wir nicht mehr zu trauern. Wenn wir die heiligen Wälder betreten, in denen unsere Väter gebetet, so brauchen wir nicht mehr zu erbeben vor Scham. Das ernste, sehnsüchtige Mahnwort: „Deutschland erwache!", das Tausende der besten Deutschen jahrelang gerufen, es ist erfüllt. Deutschland ist erwacht, wie dieser Frühling. Es ist wieder bewußt, wieder stolz und stark. Treue, Tapferkeit und Ritterlichkeit, die altgermanischen Tugenden, die, wir hörten es, alle aus der Ehre fließen, sie gelten wieder oder mindesten: wir wollen, daß sie wieder gelten sollen. Wir wollen Volk und Vaterland wieder heilig fühlen. Und wir wollen ein geheiltes Volk und Vaterland, das, dem widererstandenen Jahreslichtgott gleich, aus dem Dunkel der Vergangenheit und der Geschichte auffsteigt zu neuem Licht und Leben in diesen schicksalsreichen Tagen, da sich Deutschlands Sonne am Himmel wendet.

Freunde germanischer Vorgeschichte! Der Frühling ist erwacht! Deutschland ist erwacht! Und nun jenes Dritte, das uns allen besonders innig am Herzen liegt: Die Vorzeit ist erwacht!

Was ist das doch für ein wunderbares Geheimnis: die Vorzeit! Was ist die Vorzeit? Wo ist die Vorzeit? Sie ist etwas Gewesenes und für uns doch so unendlich nah und gegenwärtig. Sie war vor Tausenden von Jahren, aber für uns ist sie ein „Heute" und wir leben noch einmal in ihr. Seltsam: diese Steine, diese Felsen sind stumm und sie reden doch eine so laute Sprache. Dieser heilige Wald schweigt und ist doch so lebendig. Dieses Tal, dieser Boden scheint tot, aber alles bewegt sich in ihm.

Wir sind allein auf der Heide, und doch sind Gestalten um uns. Männer am Hügel, die etwas Dunkles in der Erde bergen, vielleicht eine Urne. Still ist der Mittag, die Sonne brennt, weit und breit kein Mensch in der Senne. Unser Auge aber sieht. Es ist offen über die Jahrtausende und sieht, was vormals war. Da kommen sie gezogen, den Aschenweg entlang, ernst und still, denn sie tragen einen Toten. Dort aber erfüllt lautes, fröhliches Leben den Wald. Rosse sprengen, der Heerruf ertönt die Feststraße hinauf, sie küren einen Herzog in der Königslau, sie üben sich im Waffenspiel.

Und dann: sie steigen auf einen heiligen Berg, ihre Götter zu ehren. Lang ist ihr Zug, er bewegt sich den Hohlweg hinauf. Jeder Stamm kommt aus seinem Gau, jeder naht sich auf seinem eigenen Gebiet, das unmittelbar bis zum gemeinsamen Heiligtum heranführt. Waren wir es nicht selbst, wir Freunde germanischer Vorgeschichte, die zum heiligen Berg zogen in langem Zug, den Hohlweg hinauf? Und fühlte nicht ein Jeder von uns, als er oben stand und über die Lande schaute: so war es, so ist es vormals gewesen. Das war es, was unsere Väter liebten und verehrten. Das war es, was sie pflegten und brauchten: Freien Zugang zum Heiligtum.

Wahrhaftig! Der Frühling ist erwacht! Deutschland ist erwacht! Der Väter Land ist erwacht! Sollen wir da nicht jubeln? „Der Vorwelt silberne Gestalten", wie Goethe so schön sagt, steigen auf und leben wieder mit uns. Wir sehen wieder die Art, die Sitte, den Glauben unserer Väter. Wir grüßen wieder, von einem treuen Führer geführt, die germanischen Heiligtümer. Hörten wir nicht Odin rauschen in den Kronen der Kiefern,



Aufnahme Frau E. Kringel-Osnabrück

Aufstieg zur Herlingsburg

als wir lagerten am Dreihügelheiligtum unter der Bläue des Himmels? Sahen wir nicht Ostaras liebliche, wiesenblumengeschmückte Gestalt dort, wo sich die Linie des Sirius und der Kapella begegneten? Lauschten wir nicht dem Flüstern der Norne am stillen Born? Tranken wir nicht, im Herzen dankopfernd wie unsere Väter, von dem heiligen Wasser, mit dem sie die Wurzeln des Weltlebensbaumes netzt?

Folgten wir nicht mit dem Auge den heiligen Linien, die unsere Väter durch ihr Land gezogen weit über Berg und Tal? Fühlten wir nicht die Reinheit, Schönheit und Größe der germanischen Waldesreligion?

Und so fordern auch wir wie sie: Freien Zugang zum Heiligtum! Und diese Forderung wird nicht mehr aus unserem Herzen verschwinden. Seltsam: dieses Sechs-Stämme-Land im Osning mit seinem allen gemeinsamen Heiligtum mitten im Herzen des Landes und dem freien Zutritt aller zu ihm! Seltsam und symbolisch für ganz Germanien! So viele Gaue, so viele Stämme und Sippenverbände! Aber ihr Heiliges war ihnen eins. Im arteigenen Glauben, der in ihren Wäldern gewachsen war, hatten sie ihre Einheit, ihr Vaterland, ihre Zusammenschweißung zur Nation, nach der wir Heutigen so mühsam suchen. Und diese Einheit im Glauben, diese kultische, wahrhaft „heilige" Einheit der Nation, diese Liebe zum „höheren Vaterland", wie Fichte sie nennt, gab ihnen die Kraft zur gemeinsamen Vernichtung des äußeren Feindes in der Varus-Schlacht. Erst als Karl der Westfranke ihre Heiligtümer zerstört hatte, fielen sie auseinander in Stämme und Volksteile. Erst als eine fremde Lehre und Geistesrichtung gewaltsam in ihre Herzen hineingetragen wurde, entstand die deutsche Zerrissenheit, der deutsche Bruderzwist, der ewige deutsche Glaubenshader. Wer die in Trümmern liegenden germanischen Heiligtümer betrachtet, der betrachtet in Wahrheit die in Trümmern liegende deutsche Einheit, das in Trümmern liegende deutsche Vaterland, nach dem wir tausend Jahre gesucht und das wir Heutigen erst wiederzugewinnen im Begriff sind. —

Freunde germanischer Vorgeschichte! Unsere Schar wächst, unsere Reihen schließen sich. Durch die deutsche Volksseele zieht eine tiefe Sehnsucht, heimzukehren zu Blut und Boden, Volk und Heimat, Glaube und Art, wiederzufinden unsere verschütteten Heiligtümer. Wer will uns darum schelten? Wer will uns daran hindern, daß wir Deutschen in die heiligen Wälder unserer Väter ziehen und deutschen Gottglauben, deutsche Religion, deutsches Gefühl ums Heilige, Ewige und Göttliche in der Welt und im menschlichen Dasein suchen und finden? Wer will uns verbieten, daß wir Deutschen auf unserem eigenen Gebiet freien Zutritt haben zum Heiligtum?

Darum: ehe wir von diesem Heiligen Berg herniedersteigen, laßt uns geloben, daß wir unseren Kampf kämpfen wollen unbeirrt, unseren Kampf um die germanische Vorzeit und um die Aufdeckung ihrer Heiligtümer und den freien Zutritt zu ihnen.

Und daß wir diesen Kampf kämpfen wollen in Treue, Tapferkeit und Ritterlichkeit, jenen drei altgermanischen Tugenden, die aus der Ehre fließen.

Treu unserem Glauben an die Größe und den Adel der germanischen Kultur, die wir nicht länger als barbarisch schmähen lassen wollen.

Tapfer, indem wir uns vor niemand fürchten als vor dem Gott in unserem Gewissen.

Ritterlich, indem wir nur edle und reine Waffen gebrauchen, die wir geweiht haben mit heiligem Wasser aus dem Brunnen der Urd.

Und so zieht denn hinaus und vergeßt nicht die Waldespredigt der Osningmark. Verkündet allen die Predigt dieser heiligen Wälder und Berge und helft mit, aufzubauen im Herzen aller Deutschen ein unzerstörbares Heiligtum, von dem die Kraft und die Einheit ausströmt, die wir brauchen im künftigen Kampf der Völker. Denn:

Gekommen ist der Augenblick,
Für immer soll sich's wenden:
Wir sind berufen vom Geschick
Germanien zu vollenden.
Wir sollen schaffen, was gebricht:
Weltfreie Bahn dem deutschen Licht!

Zur Lage der deutschen Vorgeschichte

Der Vorsitzende der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte, Herr Oberstleutnant Platz eröffnete die Hauptversammlung in Pyrmont mit folgenden Ausführungen:

Vor nunmehr 5 Jahren wurde die Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte in Detmold begründet. Die Bewegung ging aus von der Stelle, an der die Irminsul stand, von dem altehrwürdigen Gestirnheiligtum unserer Ahnen, das Wilh. Teudt in dem eindrucksvollen Naturdenkmal der Externsteine zweifelsfrei nachweisen und dann vor fünf Jahren zum ersten Male einem größeren Kreise von Freunden germanischer Vorgeschichte vorführen konnte. Hier wurde das erlösende Wort gesprochen, das den Ausblick öffnete zu einer Geschichtsauffassung, die man nicht zu bekennen wagte, oder die sich doch bisher nicht durchzusetzen vermochte.

Das Zeichen der Irminsul ist uns zum Symbol geworden dessen, das jahrhundertelang unterdrückt im Unterbewußtsein des germanischen Menschen im deutschen Volke geschlummert hat, jetzt aber geweckt, unwiderstehlich ans Licht drängt und um Geltung ringt: Die selbstverständliche Beachtung und Anerkennung unserer Vorfahren als geistig

und sittlich hochstehender Menschen mit hoher Gotteserkenntnis, wie sie immer waren und ihre Nachfahren heute noch sind.

Mit parteipolitischem Streit oder konfessionellem Hader hat unsere Bewegung nichts zu tun gehabt, sie ist rein völkisch. Auch alle Versuche, sie für die Zwecke weltanschaulicher Gruppen und Grüppchen einzuspannen, an denen es nicht gefehlt hat, sind abgewiesen.

Wer heute noch in Abrede stellen will, daß, mit Ausgang des 8. Jahrhunderts beginnend, hier eine alte hohe Kultur zerschlagen, eine reichhaltige Überlieferung vernichtet, einem freien Volke eine artfremde Geistesrichtung gewaltsam aufgezwungen wurde, der sei nachdrücklichst darauf hingewiesen, daß noch volle 700 Jahre später von gleichen Mächten gleiches in Mittel- und Südamerika geschah. Hohe alte Kulturen wurden zerstört, ganze Völker bis auf kümmerliche Reste ausgerottet, ihre reichhaltige Literatur vernichtet, dann aber die Kunde dieser Schandtaten so restlos getilgt, daß man später, auch in der Gelehrtenwelt des Abendlandes, nichts mehr davon wußte und Alexander v. Humboldt die alten hohen Kulturen „wieder entdeckte". Erst neuerdings haben besonders nordamerikanische Wissenschaftler sie genauer zu erforschen begonnen. Es kann niemand unter dem Vorwand, der Wahrheit dienen zu wollen, behaupten, daß mit unseren Vorfahren schonender verfahren sei.

Seit der Zeit waren die Bildungsanstalten in der Hand der damaligen Kirche, die mit ihren geistigen und weltlichen Machtmitteln verhinderte, daß Erkenntnisse verbreitet wurden, die ihr nicht genehm waren. Hierzu will ich erwähnen, daß in neuester Zeit der Jesuitenpater Ludgar Born zu dem Thema: „Deutschtum und römische Kirche" Vorträge hält, in denen er — trotz aller wissenschaftlichen Erkenntnisse des letzten Menschenalters — zu behaupten wagt: „Unsere Vorfahren sind Barbaren gewesen und wer das Gegenteil behauptet, lügt bewußt!"

In diesem Zusammenhange ist die Feststellung von Wichtigkeit, daß sofort nach Bekanntwerden der Absicht unseres für die deutschen Belange so feinfühligen Reichskanzlers, die Externsteine, dieses einzigartige Zeugnis germanischer Frömmigkeit und Gotteserkenntnis, zu einem Nationaldenkmal zu erheben, in einem gewissen Teil der deutschen Presse Forderungen erhoben wurden, die auf eine kirchlich beeinflußte Vorgeschichtskunde hinauslaufen.

Eine solche aber darf und wird es niemals wieder geben, denn das reine Christentum wird durch Erkenntnis der Wahrheit niemals gefährdet.

Wir werden uns dadurch nicht beirren lassen und ich möchte dem entgegenhalten, daß schon vor längerer Zeit von der Schriftleitung einer bedeutenden katholischen Zeitschrift der Standpunkt vertreten wurde, daß auch der katholische Teil des deutschen Volkes berechtigten Anspruch darauf habe, die ungetrübte Wahrheit über seine Ahnen zu erfahren, — eine Äußerung, der jeder Deutsche, gleichgültig in welcher Konfession er geboren und aufgewachsen ist, nur freudig zustimmen kann.

Eine reiche Lebenserfahrung spricht aus den Worten Teudt's im letzten Germanienheft: „Es ist zu hoffen, daß die christlichen Kirchen mit freudiger Anteilnahme auf eine Entschleierung der germanischen Vergangenheit blicken werden, selbst wenn dadurch die eine oder andere der bisher gehegten geschichtlichen Anschauungen, die als solche für die Glaubensgrundlagen belanglos sein müssen, eine Wandlung erfahren würde. Eine gegenteilige Stellungnahme müßte bei einem völkisch erwachten Volke für die Kirchen selbst zu Folgen von unübersehbarer Tragweite führen."

Wie zu erwarten war, hat sich ein Teil der Fachwissenschaft, größtenteils ohne Prüfung auf eine Ablehnung festgelegt; der Sieg unserer Sache konnte aber dadurch nicht aufgehalten werden. Wir sind uns bewußt, daß nicht nur die Erforschung der germanischen Heiligtümer der Osningmark, sondern die ganze Erforschung unserer eigenen Vor- und Geistesgeschichte noch ganz im Anfang steht.

Dankbar sind wir deshalb allen den Wissenschaftlern, die von der Unfehlbarkeit der bisherigen Schulmeinung nicht derartig überzeugt sind, daß sie glauben, bei einem flüchtigen Besuch allein entscheiden zu können, wozu es eingehender Prüfung bedarf. Auch sind Teudt's Deutungen und Forschungsergebnisse nicht zu verstehen, wenn man sich nur von seinen besten Gegnern unterrichten läßt. Das hat mehrfach zu Entgleisungen geführt, die der Sache nicht nützen, dem Ansehen der deutschen Wissenschaft aber schwer schaden müssen. Ich erinnere nur daran, daß ein Universitätsprofessor bei einem Besuch vom Sternhof den hohen Erdwall, der den Hof noch auf 520 Meter umgibt, nicht gefunden hat und dann als Augenzeuge berichtete, es handle sich um eine harmlose moderne Gartenmauer. So hat sich allmählich ein Wandel vollzogen, denn das Bemängeln von Einzelheiten bleibt bedeutungslos, da wesentliches nicht zu ändern oder zurückzunehmen war; sowohl die Tatsache der Osningmark wie die Linie der Geschichtsauffassung bleibt bestehen.

Wir sehen jetzt, daß der Japaner dahin belehrt wird, die Gottheit habe ihn bestimmt, die Völker der Erde zu beherrschen, und der Türke lernt, seine Kultur sei die älteste, bei ihm wurzele alle höhere Kultur.

Wir dagegen dulden noch immer, daß deutsche Kinder in dem Glauben erzogen werden, der Herrgott habe ein fremdes Volk „erwählt" und uns zu dessen Knechten bestimmt. Wir lassen zu, daß deutsche Bildungsanstalten zum großen Teil noch heute die deutsche Jugend anleiten, die sogenannten antiken Kulturen im Vergleich zu der unsrigen zu überschätzen und den eigenen Vorfahren Gesittung und höheres Geistesleben abzusprechen. Mit solcher Erziehung würde jedem Volke die Selbstachtung und die Achtung unter den anderen Völkern geraubt. Nur deshalb war die Greuel- und Lügenpropaganda des Feindbundes möglich, die von Franzosen und Juden noch jetzt in schamloser Weise fortgesetzt wird.

Das 1000jährige Lügengewebe will das erwachte deutsche Volk wie ein unreines Kleid abstreifen.

Ein schlagender Beweis für die Überschätzung des römischen Kultureinflusses sind die Verhältnisse in Trier. Es galt stets als römische Gründung, bis man die darunterliegende, ältere germanische Siedlung mit ihrem Tempelbezirk entdeckte. Ihre Erforschung mußte in beschämender Weise aus Geldmangel eingestellt werden. Es besteht hoffentlich keine Gefahr, daß die Regierung die Bebauung und damit die Vernichtung des germanischen Horizontes zulassen könnte, bevor er eingehend durchforscht ist. Auch ist zu erwarten, daß für die baldige, eingehende Erforschung von Haithabu die erforderlichen Mittel beschafft werden.

Diese Heimatforschung ist für unser Volk viel wichtiger als die glänzendsten Grabungserfolge im Ausland, deren Berechtigung an sich nicht in Abrede gestellt wird.

„Wir wollen die großen Traditionen unseres Volkes, seiner Geschichte und seiner Kultur in demütiger Ehrfurcht pflegen als unversiegbare Quellen einer wirklichen inneren Stärke und einer möglichen Erneuerung in trüben Zeiten."

Reichskanzler Adolf Hitler

Die Kilianskirche bei Lügde i. W.

Von Schulrat Franz Mantey, Bad Pyrmont

Das dem heiligen Kilian geweihte altehrwürdige Gotteshaus liegt einige hundert Meter westlich vor der Stadt Lügde. Die Kirche stand schon auf ihrem Platz, als Graf Gottschalk I. von Pyrmont in der fehdereichen Zeit um 1240 zur Sicherung des Pyrmonter Tales die Festung Lügde erbaute. Ihre Einbeziehung in den Stadtplan war nicht möglich, weil sie an einer engen Stelle der westlichen Zugangsstraße liegt, wo gegenüberliegende Berge dicht an den Emmerfluß herantreten. Man mußte sich entschließen, in der Festung eine neue Pfarrkirche zu errichten. So blieb die Kilianskirche, die 100 Jahre vorher auf das schönste ausgebaut war, in einiger Verlassenheit vor dem Tore der Stadt liegen. Die ehemalige mater parochialis sank bald in ihrer Bedeutung herab und wurde in der Hauptsache nur noch als Begräbniskirche benutzt, was sie noch jetzt ist. — Doch wird sie noch eine Zeit lang als Vorburg zur Sperrung der wichtigen Einfallsstraße gedient haben. Wie alle ältesten Kirchen des Sachsenlandes muß auch die Kilianskirche bzw. ihre Vorgängerin, die ehemalige Kilianskapelle, befestigt gewesen sein, damit sich die bekehrten Volksteile bei Angriffen der noch unbekehrten Germanen in sie zurückziehen konnten. Noch vorhandene Reste des tiefen Grabens und der Mauer, die z. T. noch jetzt im Stande gehalten wird, der tiefe zum Oberen Kirchberge hinaufführende Hohlweg und der starke massive Turm weisen deutlich darauf hin.

Die **Bauart** der Kirche ist rein romanisch. So wie sie jetzt dasteht, ist sie eine Basilika gebundenen Systems (vgl. A. Ludorff, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Höxter). Doch geht es nicht an, mit G. Siegel (Aus Lügdes Vergangenheit) aus der Tatsache der Einwölbung zu schließen, die Kirche sei von Anfang an ein einheitlicher Bau gewesen, und — da die Einwölbung überhaupt erst gegen Ende des 11. Jahrhunderts aufkam — sei ihre Bauzeit frühestens in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts (1130—1140) zu ver-

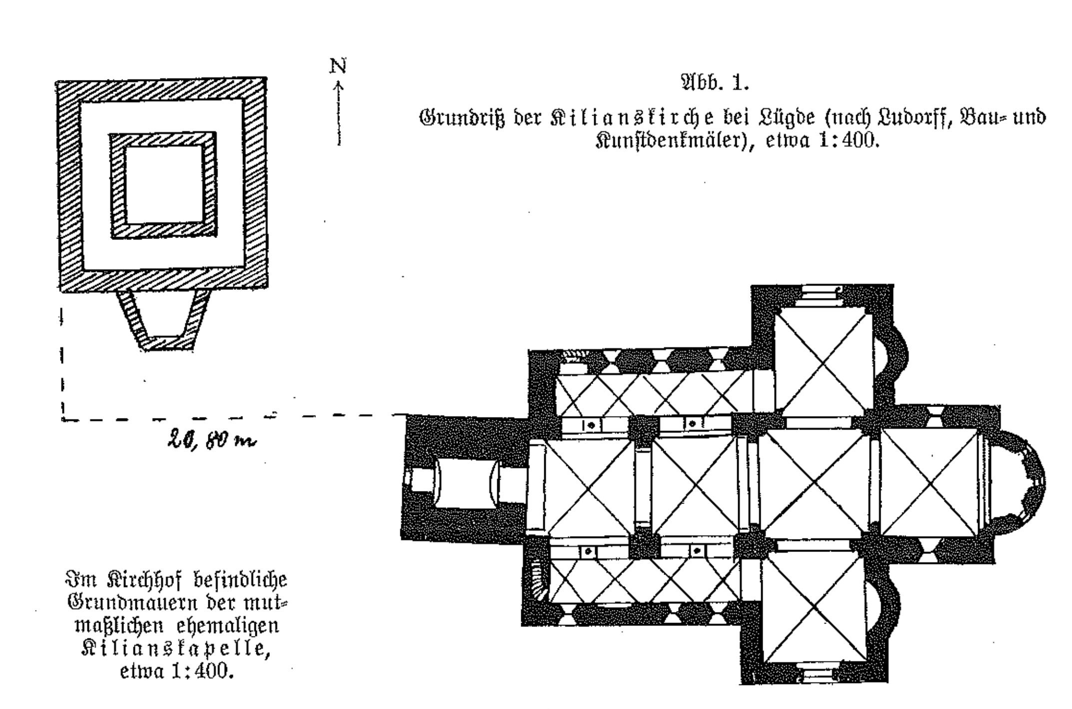


Abb. 1.

Grundriß der Kilianskirche bei Lügde (nach Ludorff, Bau- und Kunstdenkmäler), etwa 1:400.

Im Kirchhof befindliche Grundmauern der mutmaßlichen ehemaligen Kilianskapelle, etwa 1:400.

legen. Richtig wird sein, daß der Ausbau und die Verschönerung der Kirche im Innern (Vgl. Abb. 2—8) um jene Zeit erfolgte. In Odisthorp (dem heutigen Ösdorf) erstand bald nach 1052 ein neues Gotteshaus; dieses Dorf mit den umliegenden Ortschaften war damals von der Pfarrei Lügde abgetrennt worden. Die verbliebenen Lügder Gläubigen sahen ihre Kirche dadurch in Schatten gestellt und mögen sich bewogen gefühlt haben, nunmehr auch ihr Gotteshaus würdig zu gestalten. Dabei wird vor allem die Einwölbung vollzogen sein. (Vgl. Niedersächsische Heimatbücher, Band II Pyrmont.) Doch sind Anzeichen dafür vorhanden, daß ältere Teile des Gebäudes stehengeblieben und benutzt worden sind. Innerhalb der Kirche fällt auf, daß die Wände der Schiffe sich nach oben abschrägen bzw. verjüngen; außen stehen die Wände senkrecht. Besonders am *Mittelschiff* ist deutlich zu

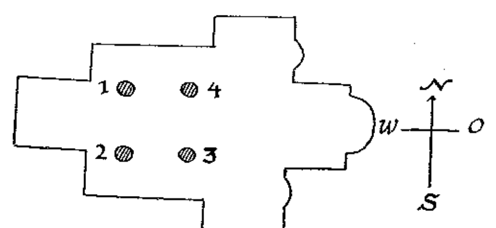
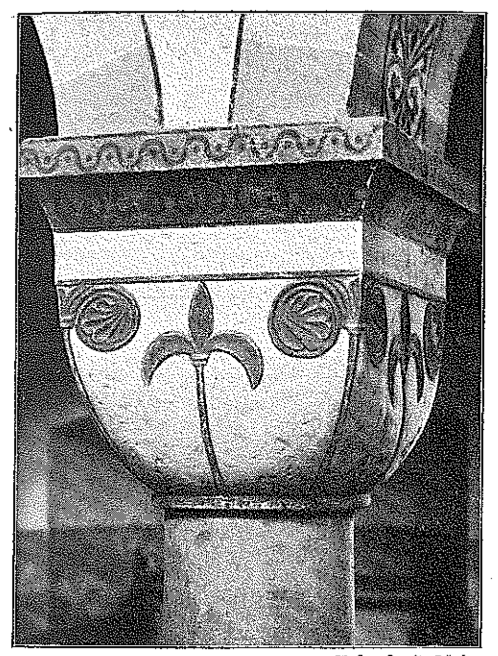


Abb. 2. Bezeichnung der Säulen in den folgenden Abbildungen.

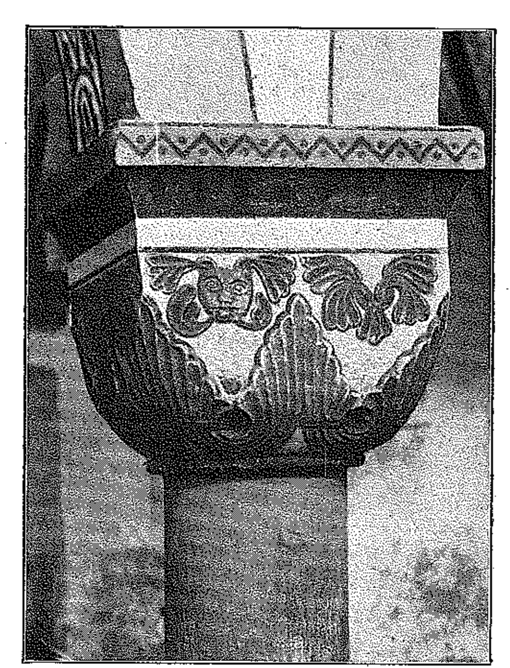
erkennen, wie die starken Gurtbogen, welche das Gewölbe tragen, auf eigenen senkrechten Seitenpfeilern ruhen. Die nach oben schräger und schwächer werdenden Wände waren offenbar für diese Last nicht berechnet. Es darf geschlossen werden, daß sie ursprünglich eine leichtere Last, die des flachen Daches einer Basilika alten Stils, zu tragen gehabt haben. Dann aber steht nichts im Wege, eine ältere Bauzeit anzunehmen, ja sie in die Zeit des Frankenkönigs Karl zu verlegen. In diese Zeit paßt auch der künstlerische Schmuck des sehr alten Süd- und Nordportals. In seinen Sinnbildern, Zeichen und sonstigen Schmuckformen zeigt er nämlich *germanische Art und Kunst*, während die gesamte Wandmalerei im Innern romanisch ist und in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, also in der Zeit des Umbaues der Kirche angebracht sein wird. (Vgl. das von W. Teudt in „Germanien" 1933, Heft 2, Seite 45 gebrachte Bild des Sonnengottes von Lügde.)

In noch ältere Zeit führt uns der *Turm*. Aus dem beigefügten Grundriß der Kirche (Abb. 1) ist ersichtlich, daß der Turm nicht genau in grader Linie zur Kirche steht. Seine Mittellinie und die der Kirche bilden einen Winkel von etwa 175 Grad. Noch deutlicher als auf der Skizze ist diese Abweichung an Ort und Stelle vom Turmeingang aus zu erkennen; man blickt durch ihn nicht auf die Mitte des Altarraums, sondern auf dessen rechte Hälfte. Im Baugelände kann der Grund für diese Unregelmäßigkeit nicht gelegen haben. Es ist daher anzunehmen, daß der Turm älter ist als die Basilika, und daß der Anbau der letzteren an den Turm in einem Winkel erfolgen mußte, um sie genau nach Osten orientieren zu können. Sodann weist die ungewöhnliche Stärke der Mauern des Turmes (unten etwa 1¾ Meter) in Verbindung mit dem sich von den Kirchenmauern unterscheidenden Gefüge ihrer Steine auf ein höheres Alter des Turms und den schon erwähnten Zweck hin, im Falle einer Bestürmung letzte Zuflucht zu bieten. Zudem zeigt der ziemlich roh eingehauene Eingang in den Turm auf der Westseite, daß dieser hier ursprünglich keine Öffnung gehabt haben wird. Noch jetzt kann man von dem tunnelförmigen Durchgang aus nicht in die Höhe des Turms gelangen, sondern nur auf einer Seitentreppe im südlichen Kirchenschiff. Der ursprüngliche Eingang dürfte sich hier, also in ziemlicher Höhe vom Erdboden, befunden haben.



Aufn. Juritz-Lügde

Abb. 3. Kopfstück der Säule 1.

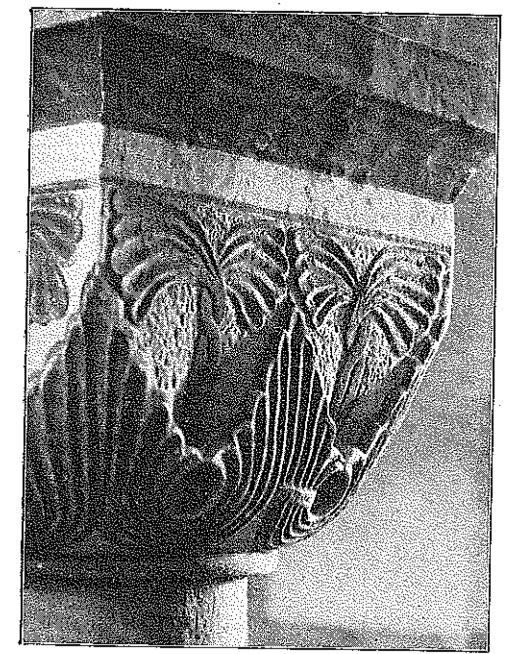


Aufn. Juritz-Lügde

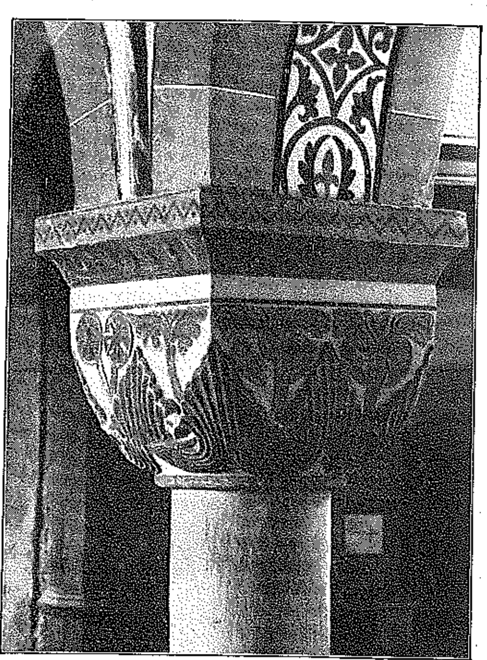
Abb. 4. Kopfstück der Säule 2, Ansicht von Norden.

Hat der Turm schon in vorkarolingischer Zeit gestanden, so ist, wenn nicht alle darauf deutenden Anzeichen trügen, auch ein älteres Gotteshaus hier vorhanden gewesen, allerdings in einiger Entfernung vom Turm, wie hernach gezeigt werden wird. Als Zeugnis dafür dürfte der Bericht Eginhards in den fränkischen Jahrbüchern anzusprechen sein, wonach der Frankenkönig Karl im Jahre 784 bei der "villa Liudihi" (d. i. das ehemalige Dorf Lüde nördlich von der Stadt Lügde auf dem noch jetzt so genannten „Oldenlüder Felde") am Emmerflusse nahe der sächsischen Grenzfeste Skidrioburg ein Lager bezogen und hier das Christfest gefeiert habe, aber schon Anfang des neuen Jahres mit seinem Heere weitergezogen sei. In der kurzen Zeit seines Hierseins kann die Kilianskirche, die alte Basilika, nicht erbaut worden sein. Er wird den Bau dieses größeren Gotteshauses veranlaßt haben; dieser wird dann später vollendet worden sein. Es ist aber wohl sicher, daß Karl hier bereits ein Kirchlein vorgefunden hat, in welchem er das Fest feiern konnte. Und das wird eine ehemalige Kilianskapelle gewesen sein.

Auf das Vorhandensein dieser Kapelle weisen nun vor allem Grundmauern hin, die wenige Schritte norwestlich vom Turm auf dem sich weiter abwärts neigenden Teil des Kirchhofs, der noch jetzt „Am Kapellenberge" heißt, in der Erde liegen. Dies Grundmauerwerk ist vor Jahren freigelegt worden, wie Gustav Siegel als Lügder Einwohner und Chronist bezeugt; leider sei es damals zu einer wissenschaftlichen Untersuchung nicht gekommen. Die Schwierigkeit liegt wohl darin, daß seit 1668 hier innerhalb der Grundmauern die Pfarrer von Lügde ihre Ruhestätte gefunden haben. Wiederholt wird man bei Anlegung dieser Gräber auf die Mauern gestoßen sein. Die gegenwärtigen Totengräber erklären, das Mauerwerk gleiche dem des Turmes (Kalkstein mit Mörtel) und sei außerordentlich fest. Auf dem beigefügten Grundriß sind die durch die Wünschelrute ermittelten Mauern durch Schraffierung kenntlich gemacht. Merkwürdigerweise ist da-



Aufn. Juritz-Lügde
Abb. 5. Kopfstück der Säule 2, Westseite.



Aufn. Juritz-Lügde
Abb. 6. Kopfstück der Säule 2, Ansicht von Südosten.

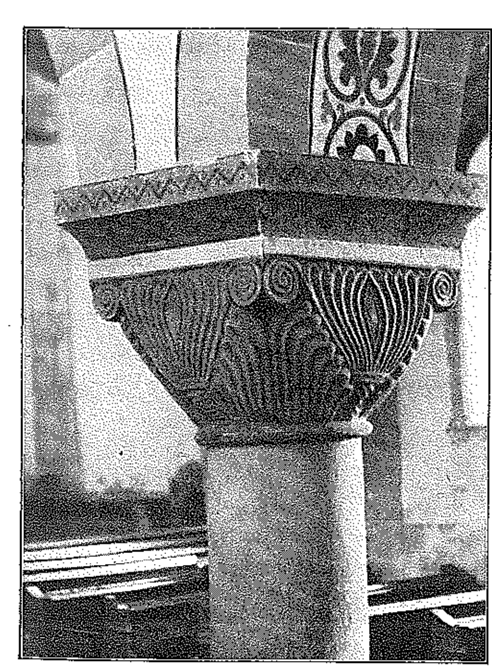
nach der Bau, dessen Mauern eine Stärke von fast 1½ Metern aufweisen, quadratisch gewesen, und der Innenraum enthält noch ein quadratisches Grundmauerwerk von einer Stärke von nahezu ¾ Meter, das wahrscheinlich zum Tragen der Säulen oder Pfeiler bestimmt war. Um dieses innere Quadrat war also ein Umgang vorhanden. Der Vorbau im Süden mag für die Eintrittshalle bestimmt gewesen sein. Auf Genauigkeit in allen einzelnen Punkten macht die Skizze keinen Anspruch; an manchen Stellen scheinen die Mauern kleinere Störungen erlitten zu haben, die nicht eingezeichnet sind.

Das Kennzeichen aller Kilianskirchen, die Quelle, fehlt auch hier nicht. Zu sehen ist sie jetzt nicht mehr, weil sich ihr Austritt unter dem dicht am Kirchhof vorbeigehenden Bahndamm befindet. Die Quelle wurde beim Bahnbau (1869—1872) abgefangen und unter dem Damm hindurchgeführt. Auf der andern Seite floß sie weiter; doch mußte sie wegen der häufigen Überschwemmungen des Geländes vor etwa 30 Jahren gefaßt und unterirdisch der nahen Emmer zugeleitet werden. Eine Stelle zwischen der nördlichen Kirchhofsmauer und dem Bahndamm zeigt durch besonders starken Pflanzenwuchs an, daß sich der Austritt der Quelle in unmittelbarer Nähe befindet. Der Ausschlag der Wünschelrute zeigt noch einige andere jedoch wesentlich kleinere Quellenläufe an. Sichtbar ist nur noch eine schwache Quelle, die am Fuße der südlichen Kirchhofsmauer heraustritt und unter der Schiederer Chaussee hindurch zur Emmer fließt.

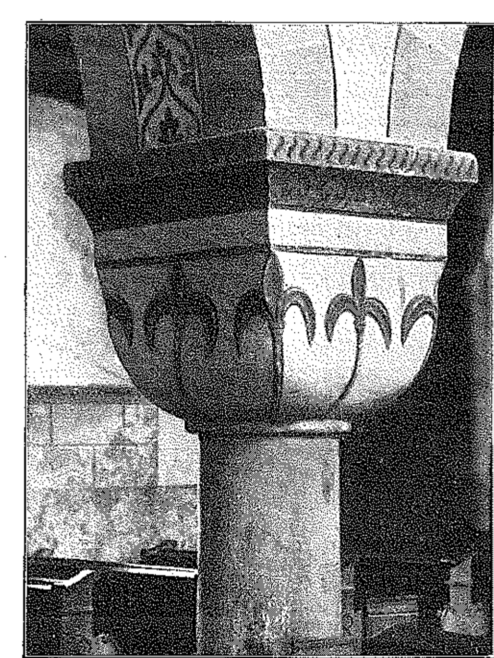
Wann die Kapelle erbaut ist, und ob bei ihrem Bau ein hier bereits vorhanden gewesenes germanisches Quellenheiligtum benutzt worden ist, läßt sich nicht bestimmen. Einigen Anhalt gibt nur der Name St. Kilian, den die Kapelle sicher getragen haben wird und der nach ihrem Abbruch auf die an etwas höherer Stelle erbaute größere Kirche übertragen sein muß. Diese Übertragung hat ohne Zweifel noch in karolingischer Zeit stattgefunden, weil der Heilige später (nach 836) an Bedeutung verloren hat.

Wer war St. Kilian? Es war ein irischer Glaubensbote, der wegen der in der Heimat ausgebrochenen und zuungunsten der irisch-schottischen Kirche entschiedenen Lehrstreitigkeiten um 680 mit 12 Gefährten nach Deutschland kam und in Hessen, Franken, Thüringen und Westfalen das Christentum predigte. Er wurde Bischof von Würzburg, erlitt aber mit seinen 12 Genossen bald nach 700 den Märtyrertod. Sein Ende nach so sieghafter Tätigkeit wirkte auf die Gleichgesinnten daheim wie ein Signal. Ganze Scharen von Glaubensboten kamen aus Irland und Schottland herbei und setzten Kilians Werk mit großem Erfolge fort. Dieser Erfolg ist nicht zum geringsten Teil der Milde und Duldsamkeit zuzuschreiben, mit der sie nach Kilians Vorbild die Germanen von ihrem alten Glauben zum Christentum überzuführen suchten. (Vgl. W. Teudts Aufsatz über die Giebelfelder zu Elstertrebnitz und Arnau in Heft 2 der Zeitschrift „Germanien“ 1933.) Indes bald erschienen ihre nicht minder eifrigen anglikanischen Gegner in den deutschen Landen, die als römische Sendboten auftraten, vor allem Winfried (Bonifatius), um das irische Christentum zu verdrängen. Das gelang ihnen denn auch allmählich. Doch war Kilians Ansehen noch so groß, daß er für das vom Frankenkönig 795 gegründete Hochstift Paderborn als Schutzheiliger ausersehen wurde. Freilich wurde ihm diese Eigenschaft 836 abgesprochen und der heilige Liborius an seine Stelle gesetzt. Dem Ansehen Kilians ist es auch zuzuschreiben, daß eine ganze Anzahl um 700 oder wenig später gegründeter Kirchen oder Kapellen seinen Namen erhielten, so außer in Lügde auch die im nahen Höxter und Corbach.

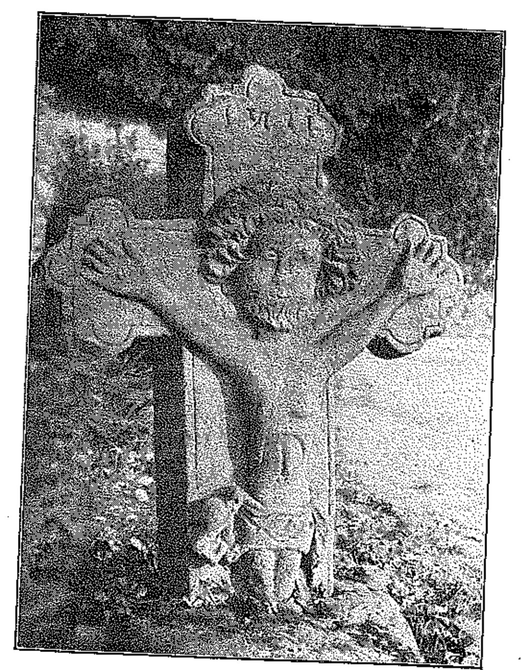
Jedem Besucher der Kilianskirche fällt ein eigentümliches aus rotem Sandstein geformtes Kruzifix (Abb. 9) auf, das vor dem Kirchturm steht. Es ist das „Henkerkreuz“. Nach Ausweis der Inschrift auf der Rückseite ist es 1691 dem Scharf- und Nachrichter zu Lida und Bermund (= Lügde und Pyrmont) aufs Grab gesetzt worden. Es zeigt auf der Vorder-



Aufn. Juritz Lügde
Abb. 7. Kopfstück der Säule 3. Alle vier Seiten zeigen gleichen Schmuck.



Aufn. Juritz-Lügde
Abb. 8. Kopfstück der Säule 4. Alle vier Seiten zeigen gleichen Schmuck.



seite das Bild des Gekreuzigten in einer Auffassung, die von sonstigen Kruzifixen stark abweicht. Besonders auffallend ist ein Zeichen auf dem Leibe des Bildes, das aus einem unterhalb der Rippenbogen eingeschnittenen Halbkreise und einem durch die Mitte desselben führenden vertikalen Strich besteht. Da keinerlei Nachrichten über die Herkunft des Bildes vorhanden sind, läßt sich z. B. über sein Alter nichts Bestimmtes sagen. Damit läßt sich auch nicht entscheiden, ob das Zeichen auf dem Leibe als altgermanisches Glaubenssymbol anzusprechen ist oder nicht. Erst wenn anderwärts ähnliche Kreuzesbilder gefunden werden, die eine Zeitbestimmung erlauben, können Rückschlüsse auf dieses „Henkerkreuz" gezogen werden.

Aufn. Zetzsche-Pyrmont
Abb. 9. Das Henkerkreuz vor der Kilianskirche bei Lügde.

Geschichtswissenschaft, Vorgeschichte und Heimatkunde

Von Landesarchäologen Prof. Dr. Hofmeister, Braunschweig[1])

Mit unserer Kenntnis der deutschen Heimat steht es nicht gut. Eine abwegige Kulturrichtung hat die deutsche Geschichtswissenschaft von ihrer geraden Bahn abgelenkt. Vom Mittelalter ab rückwärts ist die Forschung auf das *volks- und kulturfremde Gebiet des Mittelmeerkreises* abgebogen. Überschätzung dieses Fremden hat dann das Nächstliegende und Notwendige in den Hintergrund geschoben. So ist es gekommen, daß die beamtete Wissenschaft eine systematische Heimatforschung noch heute nicht kennt.

Und doch! Gibt es etwas Größeres, als das *eigene Vaterland in seiner Jugendform*, wo die Geschlechter heranreiften, die uns allen erst die Heimat bereitet haben? Oder müssen wir uns gar unserer Ahnen schämen? — Wir, die wir nur auf ihren Schultern sitzen und das freie Land, das sie uns schufen, schnöde verschachert haben! Das heutige Elend wäre ja nie über uns gekommen, wenn wir eine *dankbare Generation* gewesen wären, die in *Ehrfurcht der Väter* Mühe und Schweiß *geachtet* hätte, der die Fluren der Heimat gesegnet hat, — eine dankbare Generation, die der Väter Stolz nachempfunden hätte, wenn sie ihr Vaterland *frei* von jeder Knechtschaft hielten, — eine dankbare Generation, die die *Weisheit der Väter* geehrt hätte, nach der

[1]) Wir entnehmen mit freundlichst gewährter Erlaubnis des Verlages die folgenden Ausführungen dem Buche „Urholstein", das wir in einer Besprechung noch ausführlich würdigen werden.
Schriftleitung.

man Haus und Hof rein, die Familie gesund und das *Volk stark* erhält, — wenn wir treue und würdige Söhne geblieben wären, die fest auf dem *Boden der Heimat* gestanden und sie ebenso aufopfernd geliebt hätten wie unsere *heldischen Ahnen*!

In diesem Punkte fehlt der *deutschen Erziehung* das Beste, weil es bislang nicht möglich war, die Lehre mit dem Bilde der frühen Heimat zu verankern. Wie sieht es demgegenüber jetzt in Holstein aus? Greifbar die Heimat, das Leben, der Verkehr, der Kampf, — lebendig die Vorfahren im Hause, auf dem Acker, im Walde, — schön und geheimnisvoll das Land, edel und stark die Menschen! Und dieses *gesegnete Fleckchen* Erde wird die Wiege des großen Holsatenvolkes. Das ist ein erzieherischer Gedanke von gewinnender Kraft, dem sich keine echte Holsatenseele verschließen kann!

Gerade auf die Grundlagen unserer Kultur und Geschichte richtet sich der Heimatsinn mit ganz anderem Ernst, seitdem die Katastrophe von 1918 erwiesen hat, wie kraft- und wertlos ein Volk ist, wenn es seine Weltanschauung nicht aus der *eigenen heimatlichen Kultur* schöpft und kein völkisches Selbstbewußtsein besitzt. Unter diesem Gesichtspunkt geht die deutsche Vor- und Frühgeschichtsforschung einer günstigen, aber verantwortungsvollen Zeit entgegen. Das Interesse für die *Grundlage der eigenen Kultur* ist in breiten Schichten des Volkes geweckt. Die Schule verlangt nach diesem Erziehungs stoff. Es liegt der Altertumsforschung ob, mit bestem Kraftaufwand diese Lücke in dem Wissen von unserem deutschen Volkstum zu schließen. Doch trügen wir uns nicht. Vorläufig ist unsere Vorgeschichtsforschung auf diese Aufgabe nicht eingestellt. Sie ist noch immer mehr einer Altertümersammlung vergleichbar, an der fleißig herumgedoktert und die von Zeit zu Zeit neu aufgestellt und geordnet wird — jedesmal nämlich dann, wenn ein überraschender Fund die Theorie und das System über den Haufen wirft. Die starke, verbindende Unterlage, die zunächst durch eine archäologische Landesaufnahme und weiterhin durch eine systematisch betriebene Forschung aus sich heraus an Hand der Übersicht über den Denkmälerbestand geschaffen wird, fehlt. Gute Ansätze sind selbstverständlich vorhanden. Dabei darf hervorgehoben werden, daß gerade in Schleswig-Holstein als erster Provinz eine solch umfassende Forschung in Angriff genommen ist. Unter diesem höheren Gesichtspunkt wollen die Arbeiten von Dr. Tode (Kiel) gewürdigt werden, der bereits im Jahre 1916 auf Verfassers Anregung die Inventarisition der vorgeschichtlichen Denkmäler begann und in unmittelbarer Abfolge schließlich die Archäologische Landesaufnahme für Schleswig-Holstein ins Leben rief.

Mit anderen Worten: Unsere Vorgeschichtsforschung beschäftigt sich eingehend mit den Funden, die der Boden liefert; der Boden selbst kommt aber zu kurz. Sie ist von dem Streben beherrscht, eine abstrakte Wissenschaft zu sein, die — über Land und Leuten stehend — allgemeine Aufschlüsse zeitigen möchte. Je ferner die Zeit, um so mehr Interesse und Bewunderung werden beansprucht.

Bei dieser Einstellung ist der Heimatgedanke, der sich in erster Linie mit der Frühgeschichtsforschung verkettet, vernachlässigt worden. Allerdings verlangt die Heimatforschung ein breiteres Fundament, als es die reine Vorgeschichtsforschung allein zu bieten vermag, weil mehr als nur chronologische und kulturelle Fragen zu lösen sind. Aber die Vorgeschichtsforschung ist doch die berufene Führerin und — was entscheidend ist: sie hat die Hand auf die frühgeschichtlichen Denkmäler der Heimat gelegt. Damit liegt ihr auch die Pflicht der Erforschung ob. An sie ergeht darum der Ruf der Zeit, mit der Aufhellung der Frühgeschichte die Grundlagen der heimatlichen Kultur und Geschichte klarzustellen. „Scheint es mir doch höchste Zeit zu sein, daß unsere heimische Frühgeschichte neues Leben empfängt durch allgemeinere Heranziehung andererwissenschaftlicher Disziplinen, wie Geographie, Geologie, Botanik, Soziologie, vergleichende Religionsgeschichte usw., wenn auch da und dort schon erfreuliche Anfänge vorliegen. Namentlich die Brücke zum Mittelalter muß mehr beschritten werden" — so mahnt der Altmeister der Vorgeschichtsforschung und

frühere Direktor des Römisch-germanischen Zentralmuseums in Mainz Karl Schumacher seine Berufskollegen eindringlich im letzten Januarheft der „Germania“ (1932, S. 68/69). Eine gesunde Kulturpolitik wird aber staatlicherseits darauf halten, daß die berufenen Institute oder eine verantwortliche Stelle für Heimatforschung dem Bedürfnis des Volkes und seiner Erziehung mit Leistungen begegnen.

Das Bogenkreuz von Rehme

Von A. Meier-Böke

Rehme ist ein Ort von ältester Beurkundung. 753 dringt Pipin bis Rimi in Niedersachsen ein. 784 erfahren wir von des Westfrankenkönig Karls Vorstoß in dieses Herzland der Heimat.

Rehme ist ein Ort von ältester geschichtlicher Bedeutung. Im Jahre 1901 ergrub Schuchardt eine germanische Siedlung im Grundpfostenwerk, als er auf dem Hahnenkamp, ein Viertelstündchen nördlich der Rehmer Kirche, nach Römerlagern fahndete. 1905 wurde ebensoweit südlich davon ein fränkisches Reitergrab auf dem Mooskamp gehoben. Das alles ist erwartungsgemäß, liegt doch Rehme vor der westfälischen Pforte, dem Durchbruchstor in den niederdeutschen Raum, wie eine letzte Herberge vor weitem Weg. Ringsherum bollwerkt ein Kranz urgeschichtlicher Wallburgen: die Wittekindsburg und die von Dehme, die Schwedenschanze bei Blotho und die Römerinsel bei Holtrup. Das Werster Steinkammergrab ist bekannt geworden und auch die Megalithburg des Hofes Sandmann südlich Oeynhausen, und leicht hätte sich anläßlich der Pfingsttagung 1932 der Freunde germanischer Vorgeschichte eine Besichtigung der sehr alten romanischen Kirche zu Rehme einrichten lassen.

Der fruchtbare Raum am Zusammenfluß von Werre und Weser, das Werder zu Rimi, mußte es an sich haben. 1031 wird die Kirche zuerst erwähnt. 1253 finden wir dort ein Zisterzienserkloster. Eine genaue Datierung des Gotteshauses ist nicht möglich. Jedenfalls liegt in der Sage von Wittekinds Kirchenbau ein Hinweis höchstmöglichen Alters. In „Niedersachsens Sagenborn“ (Schade, Salzuflen) ist S. 37 erzählt, wie König Wittekind nach seiner Taufe großes Ruhebedürfnis empfindet. Er will dem Frieden leben und sich an demjenigen seiner drei Lieblingsorte niederlassen, wo man zuerst eine Kirche fertigbekommt. Es gelingt dem Baumeister zu Enger durch List, indem er den Turm fortläßt. Die Sage ist ein deutlicher Hinweis auf die hohe Bedeutung des Ortes Rehme, der neben Enger und Bünde wettbewerbsfähig ist.

Wir dürfen mit höchster Wahrscheinlichkeit auf dem erhöhten Gelände des Kirchplatzes einen Tie- bzw. Kultplatz der Altvordern vermuten. Zur Gewißheit wird diese Vermutung durch die eigenartige Ausgestaltung des Bogenfeldes über dem nördlichen Eingang. Dieser Bogen ist zweifellos uralt, auch wenn er durch die stattgehabte Erneuerung Ende vorigen Jahrhunderts aufgefrischt erscheint.

Der Inhalt des Bogenfeldes gemahnt uns an einen ganzen Ring ähnlicher Gestaltungen, die bei Erich Jung zu finden sind, in seinem Werk über die „Germanischen Götter und Helden in christlicher Zeit“, besonders in dem Kapitel über die „heraldische Lilie“ oder die „dreiflammige Kerze“. Es heißt da S. 330: „An der Kirche in Tiefenort findet sich ein früher sicher romanischer, wenn nicht vorromanischer Türsturz; in der Mitte das Kreuz auf einer kleinen gewölbten Erhöhung aufgerichtet; links und rechts davon je zwei Lilien oder auch Stauden; sie entfalten noch Zwischenblätter zwischen den aufrechtstehenden Blättern und den Seitenblättern.“ Noch entsprechender in bezug auf das Bogenbild von Rehme ist die folgende Beschreibung einer Kreuzgestalt, deren Bespre-

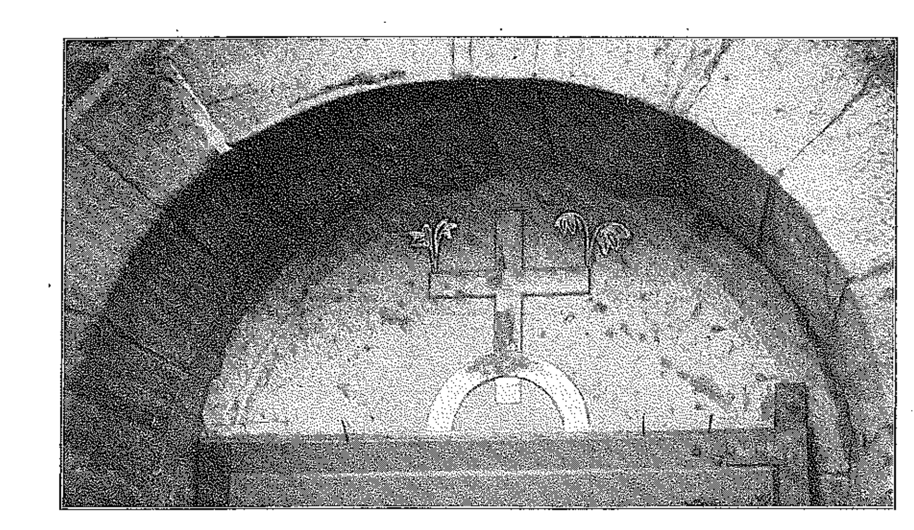


Abb. 1. Das Rehmer Bogenfeld.

chung nach Jung im Anzeiger für elsässische Altertumskunde im Sept. 1912 erfolgte: „Im Bogenfeld einer elsässischen Kirche (Neuweiler?) ist ein Kreuz eingemeißelt; auf dem oberen Rand des linken und rechten Kreuzarmes sitzt je eine dreiflammige Kerze oder Lilie. Auch hier kann kein Zweifel sein, daß dieses Zeichen eine bestimmte Bedeutung im kirchlichen Gedankenkreis haben soll.“

Erich Jung sieht diese Bedeutung im Sinnbild des „heiligen Feuers“, bzw. er bespricht diese Auffassung sehr eingehend. Nach dem Vorgang Teudts dürfte der urtümliche Sinngehalt nun nicht mehr zweifelhaft sein, und wie mir scheinen will, ist das Bogenkreuz von Rehme eine wertvolle Bestätigung der von Teudt in diesen Blättern (1932, Heft 2, 1933, Heft 2 u. 5) entwickelten Gedanken über das Bildnis von Elstertrebnitz, eine Bestätigung, wie sie einfacher und eindringlicher kaum in Stein gestaltet werden konnte. Alle „Attribute“ von nebengeordneter Bedeutung sind hier fortgelassen. Wir schauen den alten und den neuen Glauben in ihren kernigsten Sinnbildern, und wir sehen das geduldete Nebeneinander angenommener und abgelöster Glaubensinhalte in überzeugender Klarheit. Aus dem Bildwerk von Elstertrebnitz zog Teudt die hohe Lehre, daß Gott vor der Gewaltbekehrung durch den Frankenkönig in Niedersachsen über „Gerechte und Ungerechte“, über „Gute und Böse“ regnen ließ. Über beide Gläubigen hielt er seine segnende Hand.

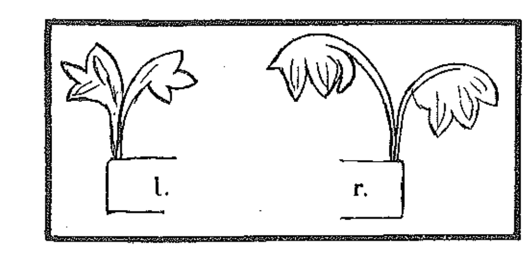


Abb. 2. Sinnbilder auf den Kreuzarmen im Rehmer Bogenfeld.

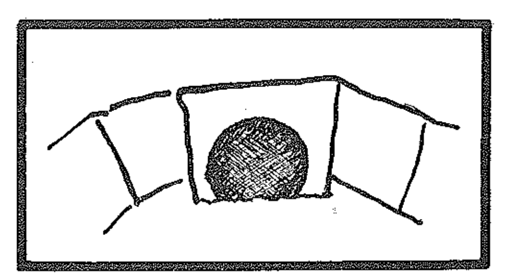


Abb. 3. Steingestaltung am Südeingang der Kirche zu Eisbergen.

Das Rehmer Bogenfeld (Abb. 1) ist abstrakter, linearer in seiner Gestaltung. Ich sehe in der Anbringung der „Lilien" auf den beiden Kreuzarmen eine umschreibende Absicht des Kunstmetzen für den oben erwähnten Gleichgewichtszustand in religionsrechtlicher Hinsicht. Man könnte mit den Worten des Apostels Paulus sagen, sofern man im Christenkreuz das Sinnbild der erlösenden Liebe erblicken will: „Die Liebe hoffet alles, sie duldet alles, sie glaubet alles, sie verträget alles" (I. Kor. 13, 7.) So trägt das Kreuz wahrwörtlich die Glaubenssinnbilder der voraufgegangenen Religion.

Freilich läßt sich eines nicht verkennen: Das Kreuz steht auf einem Halbkreis, der nach allen neueren Erkenntnissen der Sinnbildforschung nur der Bogen der Wintersonnenwende in einfachster Gestaltung sein kann. Hier wird durch das Überragen des Christkreuzes angedeutet, daß die neue Religion siegreich war. Aber dennoch will mir erscheinen, als ob gerade dieser Bogen das eigentlich Tragende in der ganzen Gestaltung ist. Dieser Bogen ist groß. Das Kreuz ragt mit seinem unteren Ende nicht bis auf die Grundlinie des Bildes. Das Zeichen der neuen Religion steht somit nicht auf „eigenen Füßen", sondern es steht und fällt mit dem alten Glaubensboden, der es hält und in die Höhe hebt, aus dem es gewissermaßen seine Nahrung zieht. Das wäre ein tiefsinniger Ausdruck für die Wahrheit, daß aller Glauben im eigenen Blute wurzeln muß, soll er sich nicht selbst aufgeben, wie ein schwankes Rohr, das „jeder Sturm zerknickt".

Noch eins ist wesentlich: die „Lilie" des rechten Armes (die wie die links stehende doppeltdreiteilig ist) neigt ihre Blätter erdezu, die des linken Armes ist aufgeblüht. (Abb. 2.) Dieser Tatbestand erinnert an den Befund des Taufsteines zu Selde. Wir haben hier offensichtlich eine Doppeldarstellung des alten Glaubens in seinen Hauptverkörperungen, in seinen beiden jahreszeitlichen Hauptgestaltungen: Wintersonnenwende und Sommersonnenwende vereint. Dieser Befund ist in seiner auffallenden Deutlichkeit an kaum einem andern „Heidenstein" dieser inhaltlichen Ordnung seither nachgewiesen. Ich konnte nicht nachprüfen, ob der von Jung erwähnte elsässische Entsprechungsstein gleich beschaffen ist.

Und ein Letztes dürfte bemerkenswert sein: das Bogenfeld befindet sich an der Nordtür. Es ist bekannt, welche besondere Rolle gerade diese Himmelsrichtung für den Grad der „Heiligkeit" kirchlicher Zugänge besitzt. Röhrig hat erneut darauf hingewiesen. (Heilige Linien durch Ostfriesland, S. 15/16.) Der dunkle Norden ist die ur- und eigentliche Richtung der Weltachse. In Eisbergen, 14 Kilometer östlich von Rehme, ist an der dortigen, in ihren Anfängen aus dem 9. Jahrhundert stammenden Dorfkirche über dem Südeingang eine Sonnendarstellung zu sehen. (Abb. 3.) Zwar ist auch hier später ein- und umgebaut. Aber nach meinem Dafürhalten haben wir in dieser einfachen Sonnengestaltung eine ähnliche bewußte und ehrende Wiedergabe eines altgläubigen Sinnbildes, und wir müssen dem Schicksal dankbar sein, daß es uns in so engem Raum so weltumspannende Gestaltwerke überlieferte, auf daß uns Spätgeborenen bei der unheimlichen Zerstörungswut der Glaubenseiferer Wege erhalten blieben, die zum Innersten und Eigensten unsrer Ahnen rückwärtsführen.

„Mit der Erforschung unserer Altertümer ist es nicht schon getan, sie wollen Neutümer werden: das Erbe der Väter will zum Nutzen der Enkel verwandt sein, die versunkenen Schätze unserer Vorzeit dürfen wir keiner zweiten Verwünschung anheimfallen lassen; wir müssen sie ummünzen und von neuem in Umlauf setzen."

Simrock.

Rufer im Streit

Erstes Nordisches Thing in Bremen. Auf den 2. Juni hatte, wie in Heft 6 „Germanien" schon kurz angezeigt, Generalkonsul Dr. h. c. Ludwig Roselius zum „Ersten Nordischen Thing" nach Bremen geladen. Es ist hier unmöglich, über alle Einzelheiten der Veranstaltung zu berichten, aber das muß gleich gesagt werden: es war das Werk eines königlichen Kaufmanns, das von der Großzügigkeit und den schöpferischen Ideen des Einberufers beredtes Zeugnis ablegte. Gewiß standen die Vorträge im Mittelpunkte der Veranstaltung, daneben aber hatte man Gelegenheit, das große kulturschöpferische Werk, das Roselius mit der Böttcherstraße, ihren Häusern, Samlungen und Werkstätten geschaffen hat, in sich aufzunehmen. Man kann dankbar sein, daß Deutschland in einer Zeit des Materialismus und des Internationalismus solche Männer wie Roselius und seine Helfer gehabt hat, die so wirkten und heute noch weiter wirken.

„Die Wiedererrichtung der Böttcherstraße ist ein Versuch, deutsch zu denken." (Roselius, Zur Neugestaltung der alten Böttcherstraße in Bremen. 1926. In der Sammelschrift: Ludwig Roselius, Reden und Schriften zur Böttcherstraße in Bremen. Bremen 1932. Verlag G. A. v. Halem). Im gleichen Aufsatz heißt es: „Der stärkere schöpferische Geist wird immer bekämpft von solchen, die ihn nicht haben. Und diese, die ihn nicht haben, sind wiederum stärker in der Lebensform und in der Lebensbejahung. Sie werden versuchen, die Positionen, die unser Volkstum schützen, nach und nach zu besetzen, so daß schließlich eine Völkermischung entsteht, in der wir nichts mehr bedeuten, und in der wir gezwungen werden sollen, dem deutschen Geist abzuschwören.

Wir müssen uns deshalb in unserem eigenen Volkstum verankern und den deutschen Geist unzerstörbar machen. In diesem Sinne darf es keine Unaufrichtigkeit für uns geben. Lege sich doch mal jeder die Frage vor, ob er wirklich immer deutsch gefühlt hat. Viele werden, wenn sie sich ehrlich Rechenschaft geben, entsetzt sein über die mangelhafte Antwort. Ist es deutsch, daß der Bürger in dem Arbeiter und der Arbeiter in dem Bürger seinen Feind sieht, so daß Söhne des gleichen Volkes sich bekämpfen und ihre Nachkommenschaft in Haß gegeneinander erziehen?

Wir werden erst dann deutsch sein, wenn Arbeiter, Bauer, Bürger und Edelmann nur deshalb zusammenhalten, weil alle deutsch geboren und sich bewußt sind, daß in ihnen das starke Blut unserer Vorfahren fließt.

Für solch ein Deutschtum ist jetzt der Weg frei."

Gedanken wie diese berühren sich durchaus mit denen, wie sie „Germanien" stets vertreten hat: „Die berühmte klassische Frucht hat sich für unser Volk als taube Nuß erwiesen. Nicht Kritik noch Verständnis für die Kunst anderer Völker vermag uns Belebung unserer Eigenkunst zu bringen."

„Griechenlands und Roms Gebilde wurden die Irrlichter unserer Besten, so entstand die Not unserer Heimat. Der Führung beraubt, blieb nur Nachahmung für das Streben bis zum Kitsch unserer Zeit." „Die fremden Götter laßt uns zertrümmern oder meinetwegen an das Ausland verkaufen. Wir brauchen sie nicht." (Drei Sätze aus der Rede „Niederdeutsche Kunst", gehalten 1922; ebenfalls abgedruckt in der genannten Sammelschrift.)

Die Forderungen, die Roselius aufstellt, hat er auch verwirklicht. Während der Bremer Tagung wurde die prachtvolle Sammlung „Väterkunde" eröffnet, schon seit Jahren in der Vorbereitung liebevoll und sachverständig betreut durch H. Müller-Brauel. Über den Sinn dieser Sammlung schrieb Roselius schon 1926: „Neu erstehen soll die Väterkunde, zunächst beginnend mit einer kleinen prähistorischen Sammlung, deren Fundstellen in der Heide zwischen Bremen und Hamburg liegen. Außerdem sind es Trachten, Gebrauchsgegenstände und Schmuckstücke der niederdeutschen Bauern, die dort vorläufig gezeigt werden können.

Die eigentliche Sammlung wird erst nach und nach entstehen können. Ich denke mir das Sammelgebiet auf Nord- und Westdeutschland bzw. auf die Nordgermanen beschränkt. Die Sammlung soll mit der Zeit umfassen: Nordisches Paläolithikum, nordisches Mesolithikum, nordische Megalithgräberzeit, Bronzezeit, Eisenzeit.

Alles in typischen Stücken, möglichst im Echtstück (Original), wenn dieses nicht zu haben, im Abguß. Mit anderen Worten, die Herkunft und Kultur des nordischen Menschen soll dargestellt werden ..."

„Man braucht nur ein Kapitel herauszugreifen. ‚Der eigentliche Schöpfer aller wirklichen Musik', von den wundervollen Luren an, deren Klang Urgermanentum ist und deren Zusammenklang die Grundelemente aller Musik enthält.

Innerhalb dieser Sammlung soll die Seite nordgermanischer Formäußerung in Stein oder Bronze dargestellt werden, welche zeigt, daß wirklich große Kunst von den Germanen stammt.

Das ist nicht Dünkel und Voreingenommenheit, das ist, wenigstens für mich und viele meiner Freunde seit langen Jahren unerschütterlicher Glaubenssatz. Dieser beruht, hervorgegangen aus dem Studium der Dinge, auf einer sicheren und faßbaren Unterlage."

Eine Sammlung wie die „Väterkunde" und die Ausstellung „Der Heilbringer" in die die Teilnehmer durch Professor Dr. Wirth selbst eingeführt werden konnten, geben die Möglichkeit, rückforschend wesentliche Zusammenhänge aufzuklären. „Das Ergebnis solcher Forschung wird unserem Volk einen sicheren Platz in der Geschichte der Menschheit zuweisen. Wir werden nicht mehr als Barbaren dastehen und nicht länger die falsche Lehre des „Ex oriente lux" hinzunehmen brauchen; wir werden mit berechtigtem Stolz als bevorzugte Hüter der Kultur und der Kraft des großen europäischen Herrenvolkes dastehen. — Wir werden aber auch in Bescheidenheit wie alle anderen Nationen erkennen müssen, daß wir nur ein Schatten von dem geblieben sind, was unsere Vorfahren einst waren." (Roselius, „Böttcherstr. 6", 1928. In der obengenannten Sammelschrift.)

Die Vorträge, die gehalten wurden, liegen gedruckt vor. Wir werden das Heft in der „Bücherwaage" eines kommenden Heftes noch ausführlich würdigen und beschränken uns hier auf eine kurze Aufzählung: Univ.-Prof. Dr. Otto Reche, Leipzig: „Die Urbevölkerung Nord-Westdeutschlands". — Univ.-Prof. Dr. Julius Andree, Münster: „Die Besiedelung Nordwestdeutschlands an der Wende des Eiszeitalters."—Univ.-Prof. Dr. G. Schwantes, Kiel: „Germanische Völkerwanderungen vor Christi Geburt." — Univ.-Prof. Dr. Gustav Neckel, Berlin: „Die Herkunft der Runenschrift." — Univ.-Prof. Dr. Nils Åberg, Stockholm: „Beziehungen Skandinaviens zu Deutschland in der Völkerwanderungszeit." — Prof. Harald C. Dunning, London: „Angelsächsische Kunst und Kultur der Frühzeit."

Prof. Dr. Herman Wirth, Doberan: „Die Religion der Megalith-Kultur und die Entstehung der abendländischen Schrift." — Architekt Hermann Wille, Berlin: „Über bisher unbekannte Formen urgermanischer Kultstätten."

Roselius hat diese Gegenüberstellung bewußt vorgenommen: „Zwei Männer stelle ich in den Ring, die uns die notwendige Belebung der immerhin recht trockenen Forschungsarbeit bringen werden.

Den Architekten Wille aus Berlin, der uns etwas mitteilen will, das vielleicht geeignet ist, neues Licht auf die Geschichte der nordischen Völker zu werfen, von dem ich erhoffe, daß es uns die Urform der Gotik bringt.

Mag die Wissenschaft entscheiden, ob seine These zu Recht besteht.

Im Thing sei jeder frei mit seinen Gedanken und in seiner Sprache.

Wenn Wort gegen Wort steht, so gelte germanischer Brauch, die Überzeugung des anderen zu achten. Machen wir uns frei von den Gewohnheiten schlechter Parlamente, Irrtümer für Mangel an Tugend oder Wissen zu halten.

Es sei ein Geist, der uns beseele, in gemeinsamer Arbeit aus Nordlands Boden Beweise zu gewinnen für die Größe unseres nordischen Volkes und für die Berechtigung, uns jedem Volke ebenbürtig zur Seite zu stellen.

Der zweite größere Forscher, der unser Thing beleben wird, heißt Professor Herman Wirth, der viel Umstrittene, von einem Teil der Zunft-Wissenschaft so heftig Bekämpfte, dem zu Ehren ich dieses Haus ‚Atlantis' nannte."

Wir schließen unseren Rückblick mit einigen Sätzen, die wir dem Bericht von Dr. R. Biedrzynski (Deutsche Zeitung vom 6. Juni 1933) entnehmen:

„Derjenige, der diese Nordische Tagung in der Böttcherstraße miterlebt hat, stellt eine eigenartige Tatsache fest: der wissenschaftliche Charakter unserer Zeit, aber auch der gesellschaftliche Charakter der Wissenschaft, befindet sich in einer radikalen Umwälzung, die Schritt hält mit dem staatspolitischen und weltanschaulichen Umbau des neuen Deutschland. Lehrreich sind vor allem die wissenschaftlichen Typen und Profile. Auf der einen Seite die ‚genialen Dilettanten' wie Herman Wirth und Hermann Wille, die ‚Außenseiter' mit dem Offenbarungscharakter prophetischer Gelehrten, die die Fachwissenschaft vor neue

Fragen stellen und zur lebendigen Entscheidung zwingen; auf der anderen Seite diese Fachwissenschaft selbst mit streng betonter Sachlichkeit, die Beweise, keine Glaubenssätze fordert."

„Auffallend die wissenschaftliche Neutralität der ausländischen Vertreter, Professor Nils Åbergs und Professor Harald Dunnings. Besonders Professor Åberg scheute sich ängstlich, zu den Weltanschauungsfragen der deutschen Wissenschaft Stellung zu nehmen, und beschränkte sich ausschließlich auf das engere Sachgebiet. Das außenpolitische Merkmal dieser Einstellung ist wohl nicht zufällig. In dieser Neutralität verbirgt sich neben dem wissenschaftlichen Taktgefühl offenbar eine alte, halb widerwillige, halb abwartende, immer aber erstaunliche Scheu vor der radikalen Kühnheit und Stoßkraft des deutschen Geistes, der auf Vorposten für die ganze Welt steht. Auch diese Tagung hat bewiesen, daß der weltpolitische Auftrag des Deutschen — wie im Weltkriege — nur auf das eigene Vertrauen, auf die Selbstbehauptung und innere Disziplin angewiesen ist, auf eine einsame Pionierarbeit, die Deutschland für die Welt leistet. Gerade deshalb begrüßen wir die Arbeitsaufgabe des übernächsten Nordischen Thing, die Generalkonsul Dr. Ludwig Roselius angekündigt hat: Die Darstellung alles dessen, was der germanische Geist der Welt geschenkt hat an Entdeckungen und Gaben von Kunst und Wissenschaft.

Wir alle hatten das Glück, daß diese Tagung nicht nur in einer Vortragsreihe ‚erledigt' wurde, sondern in ein klassisches Bekenntnis mündete, als der Senior der deutschen Vorgeschichtswissenschaft, der Leiter des ‚Museums vaterländischer Altertümer' in Schwerin, Professor Robert Beltz, die klassischen Abschiedsworte an den Hohen Steinen im Oldenburgischen Land sprach. Alles, was wir in den letzten Jahrzehnten als bürokratische Museumspolitik, als Registerwissenschaft, als totes Spezialistentum erlebt haben, das fand in diesem Manne, der einen Zeitraum von achtzig Jahren überbrückt, einen wunderbar kritischen und jungen Widerhall. Das war wirklich eine freie Rede im ‚Thing', ein Bekenntnis zur beseelten Volkskunde, der die Wissenschaft dienen muß, wenn sie nicht erstarren soll."

„Männer wie Herman Wirth, wie Hermann Wille und Ludwig Roselius haben ohne Staatsauftrag eine opferwillige persönliche Arbeit geleistet, um endlich das zur Geltung zu bringen, was aus unseren eigenen vor- und kulturgeschichtlichen Ursprüngen stammt. Auch hier ist der entscheidende Anstoß von Außenseitern gekommen, und es ist das Glück dieser Tagung gewesen, das eigentliche Verdienst von Ludwig Roselius, diese versprengten Kräfte zusammenzuführen. Durch die Ausstellung von Herman Wirth ‚Der Heilbringer', durch die Sammlung von Hans Müller-Brauel im ‚Museum für Väterkunde' und durch die Arbeiten von Hermann Wille ergab sich eine seltene Übereinstimmung der kulturpolitischen Ziele aus dem Geiste unseres nordischen Erbes.

Kein Wunder, daß ein Mann wie Professor Beltz diese Stunde begrüßte, aus einer wunderbaren Schlichtheit und Bescheidenheit heraus als eine Genugtuung seiner Lebensarbeit. Diese Brücke vom alten Deutschland des klassischen Gelehrten zur neuen Gestalt des werdenden Deutschland — das war Sinn und Erlebnis dieser Tagung." S.

Der Kampf um die deutsche Vorgeschichte. Unter dieser Überschrift brachte die Essener Nationalzeitung vom 22. Juni einen Bericht über den Vortrag, den der Begründer und Leiter des Museums für Vorgeschichte und Volkskunde in Duisburg-Hamborn, Dr. Stampfuß, Mitte Juni in Bonn auf Einladung des Kampfbundes für deutsche Kultur gehalten hat. Der Hörsaal der Universität war überfüllt, im Bericht wird aber besonders darauf hingewiesen, daß die akademischen Vertreter der zünftigen Altertumswissenschaft nicht erschienen waren. Im ersten Teil seiner Ausführungen wies St. darauf hin, daß in der deutschen Vorgeschichte die Arbeiten vereinzelter „Außenseiter" immer noch stark überschattet wären vom Vorurteil humanistischer Gelehrsamkeit, nach deren Meinung unsere Vorfahren eben bärtige Wilde waren welche (nach dem bekannten Studentenlied) zu beiden Seiten des Rheines auf der Bärenhaut lagen oder als Jägerhorden durch Urwald und Sümpfe streiften, und denen erst durch die römischen Garnisonen die Bekanntschaft mit der spätantiken Zivilisation vermittelt und dadurch die nötige Bildung beigebracht wurde.

Dieser „Meinung" stellte der Vortragende vollgültige Zeugnisse für das Gegenteil gegenüber. An Hand reichen Bildmaterials zeigte er, daß eine bodenständige Kultur in erstaunlicher technischer und künstlerischer Vollkommenheit von durchaus eigentümlichem nordischen Wesensgehalt bestanden hat.

Durch diese Ausführungen klang aber immer wieder der Vorwurf hindurch, daß die zünftige Altertumswissenschaft in Ver-

kennung ihrer nationalen Aufgabe sich kaum um die Erforschung der eigenen völkischen Urgeschichte gekümmert hat. Statt dessen hat Deutschland für die Erforschung fremden Volkstumes (Griechenland Italien, Ägypten, Vorderasien) Millionen ausgegeben (um nur zwei Fälle zu nennen: 2¼ Millionen für die „Thronende Göttin" und die „Attische Jungfrau", von denen übrigens neuerdings wieder behauptet wird, es seien Fälschungen!), hat in den Museen des Westens Unmengen von Kulturschutt aus römischen Grenzgarnisonen und Provinzstädten angehäuft, der Wissenschaft aber, die der Erforschung unseres eigenen Volkstumes dient, außer dem z. Z. durch Prof. Kossinnas Tod verwaisten Berliner Lehrstuhl bisher keinen Pfennig zur Verfügung gestellt.

Am Schluß führte Dr. St. aus, wie die neue Staatsführung Wandel schaffen könne und stellte eine Anzahl Richtlinien für die Arbeit auf.

Diese klare und eindeutige Stellungnahme eines Fachprähistorikers gegen die Überschätzung der klassisch-orientalischen Archäologie und sein Eintreten für die deutsche Vorgeschichte sind sehr erfreulich! Ebenso, daß diese Forderungen nunmehr in aller Öffentlichkeit vorgetragen werden können, ohne daß sie nachher wieder zurückgenommen werden müssen. War es nicht so um 1930 herum, daß dem „Mannus" ein besonderes Blatt mit ähnlichen Klagen beigelegt war, von dem man nachher bedauernd abrückte, daß man die Beilage mit einem Versehen entschuldigte? Mit Genugtuung stellten wir fest, daß die von der Nationalzeitung wiedergegebenen Ausführungen genau dem entsprechen, was die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte" von jeher vertreten hat! Schon in der Einladung zur 1. Tagung Pfingsten 1928 heißt es:

„Um der Bedeutung willen, die den Beziehungen eines Volkes zu seiner Vergangenheit für sein inneres Leben, seine Selbstbehauptung und seine Stellung innerhalb der Völkerwelt zugemessen werden muß, ist es in der gegenwärtigen Zeit dringend erwünscht, daß die neuen Erkenntnisse (d. h. auf dem Gebiete der deutschen Altertumskunde) kräftig gefördert werden und sich baldigst durchsetzen. Gleichzeitig mit den Bestrebungen, daß der deutschen Vorgeschichte an den deutschen Hochschulen und Schulen endlich der gebührende Rang gegenüber der Altertumskunde der anderen Völker eingeräumt wird, sollte ein lebendiges Schaffen aller, die die Aufgabe erkannt haben, einsetzen."

Unser Werbeblatt, das Anfang 1931 herauskam, enthält Sätze, die sich fast mit den Worten Dr. Stampfuß' decken:

„Ist es unter diesen Umständen ein Wunder, daß noch allgemein die Überzeugung herrscht: vor dem Zusammentreffen mit den Römern waren unsere Vorfahren völlig Barbaren, und die ersten Begriffe sittlicher Lebensauffassung wurden ihnen erst durch fränkische Missionare vermittelt?

Hand aufs Herz! Welche Vorstellungen haben Sie noch aus Ihrer Schulzeit vom Leben und Denken der Ahnen unseres Volkes? Undeutliche Bilder von wilden rothaarigen Gesellen, gehüllt in rauhe Tierfelle; „sie lagen auf der Bärenhaut und tranken immer noch eins"...

Noch heute vermitteln unsere Bildungsanstalten der deutschen Jugend leider nur wenig oder nichts von den neueren Erkenntnissen in der Urgeschichte der germanischen Völker. Noch heute werden die antiken Kulturen in unberechtigter Weise überschätzt im Vergleich zu der nur andersgearteten, geistig mindestens gleichwertigen nordisch-germanischen Kultur. Noch heute sind die Vorstellungen über Lebensart und Geistesbildung der eigenen Ahnen im Volke verworren und falsch."

Änderung wird verlangt. „Dazu ist erforderlich, daß der Erforschung der Vorgeschichte des eigenen Volkes endlich der Vorrang eingeräumt wird, der ihr gebührt; das deutsche Volk darf nicht weiter durch Grabungserfolge im Ausland darüber hinweggetäuscht werden, daß man die eigene Vorgeschichte zu erforschen vernachlässigt.."

Ein Umschwung in den Anschauungen und eine Wendung zum Besseren kann von der noch größtenteils orientalisch-klassisch eingestellten Vorgeschichtswissenschaft und der nur auf Grabungsfunde angewiesenen Archäologie nicht herbeigeführt werden. „Dieser Wandel ist nur durch eine völkisch eingestellte Bewegung zu erzwingen, die aus der Tiefe des deutschen Volkes kommt."

Die völkische Bewegung aus der Tiefe des Volkes hat gesiegt. Der Erlaß des preußischen Kultusministers (wie nebenstehend aufgeführt) zeigt, daß nunmehr der deutschen Vorgeschichte ihr Recht werden soll!



Der „Grabfelsen" an den Externsteinen. Der sogenannte Grabfelsen[1]) an den Externsteinen (vgl. Teudt: Germanische Heiligtümer, 2. Auflage, S. 36 ff.) wurde von mir im Spätsommer 1932 mit Genehmigung der Domänenabteilung der Lipp. Regierung, sowie mit freundlicher Unterstützung des Herrn Baurat Vollpracht-Blomberg freigelegt und gereinigt. Das Ziel meiner Untersuchung war erstens die Klärung der Frage, ob der Felsen von jeher an seiner jetzigen Stelle gelegen hat und zweitens die klare Feststellung, wie weit ins Erdreich hinein der noch zugeschüttete Stein bearbeitet, d. h. früher bekannt gewesen ist.

Der ausgegrabene Felsen liegt unmittelbar zu Füßen des Felsens I der Externsteine, 3—4 m neben der Straße nach Holzhausen. Der Stein liegt nicht waagerecht, sondern senkt sich nach der Frontseite hin so stark, daß man auf dem vorderen Rand des Felsendaches nur mit großer Mühe stehen kann.

Der Stein bildet im Querschnitt ein Viereck (ABCD), dessen zwei 4 und 4½ m lange Seitenflächen ungefähr parallel zur Front der Externsteine südöstlich—nordwestlich verlaufen, so daß also diese Flächen im ganzen nach Nordosten, bzw. nach Südwesten schauen. — Die kürzere Frontfläche dagegen, an die man zuerst herantritt, ist den etwas längeren Seitenflächen gegenüber nur 3½ m lang. — Die kurze Rückenfläche des Vierecks konnte nicht völlig ausgegraben werden, da sie tief in den, steil hinter dem Felsen aufsteigenden Erdmassen ruht, die die aufgeschüttete Fläche vor den Externsteinen abstützen.

Die nunmehr freistehenden drei Flächen des Felsens werden im folgenden als die nordöstliche (BC) und südwestliche (AD) Seitenfläche, bzw. als die Frontfläche (AB) bezeichnet.

Der Grabfelsen, der durch die Anschüttung des Plateaus vor den Externsteinen fast völlig verschüttet war, wurde im Jahre 1888 durch Herrn Schierenberg-Horn in seiner oberen Hälfte wieder freigelegt. In dieser Gestalt ist der Felsen noch bei Teudt (a. a. O. S. 37) abgebildet.

Meine Grabung begann an der südwestlichen Seitenfläche (AD), die dem Felsen I der Externsteine zunächst benachbart ist. Diese Fläche fällt nicht ganz glatt ab, sondern ist nur ca. 1½ m tief abgemeißelt, um dann, seitwärts nach den Externsteinen zu herausspringend, eine ca. 70 cm breite Treppe zu bilden, die bis auf zwei der Felsfront vorgelagerte Stufen in den Stein gehauen ist. — Die beiden nicht in den

[1]) Vgl. „Germanien" Heft 1, 2 und 4. 1933.

Erlaß des Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung an die Provinzialschulkollegien und Regierungen (U II, C 5127, 1.) betreffend deutsche Vorgeschichte in den Schulen.

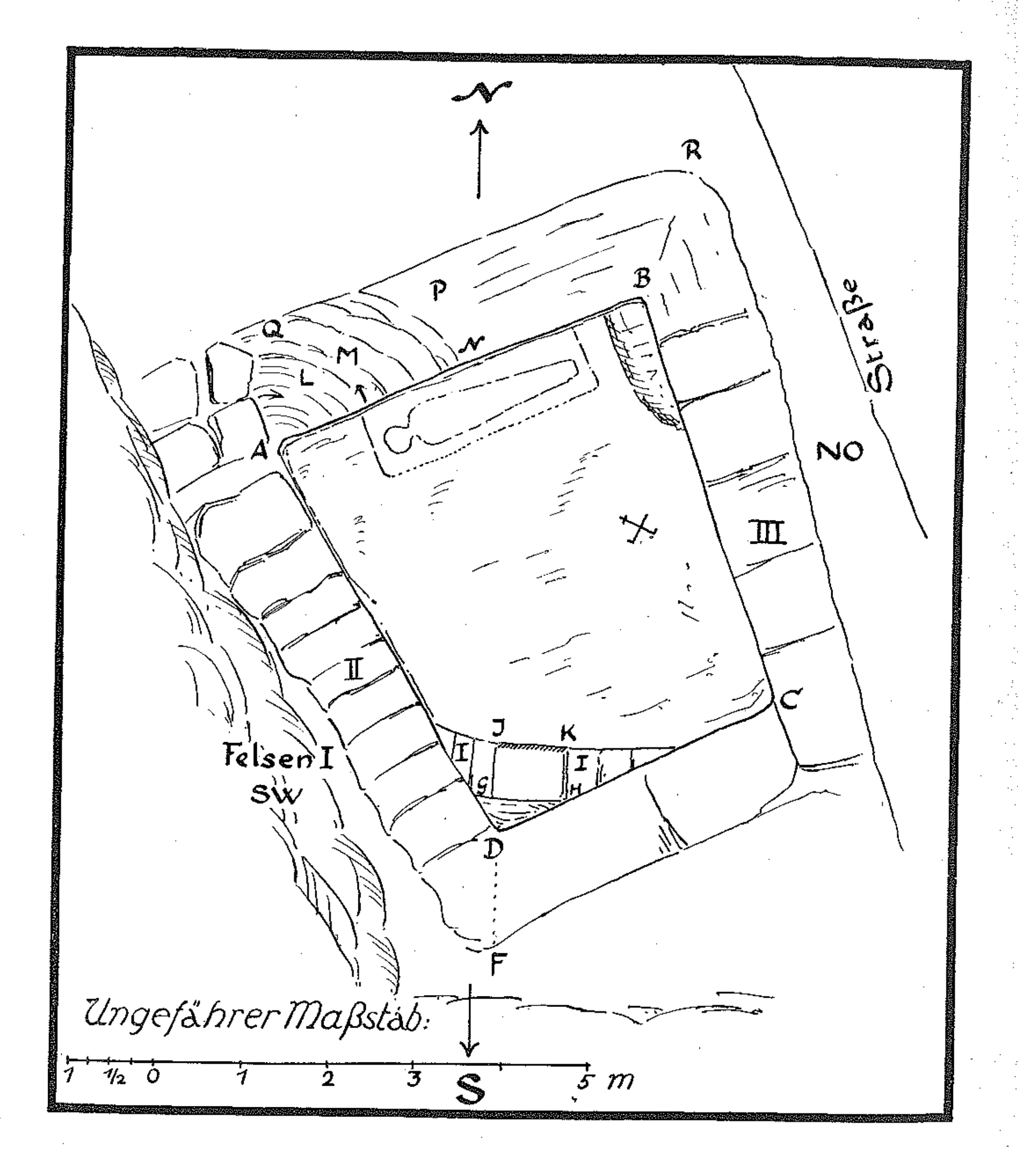
Der Preußische Landtag hat in seiner 31. Sitzung am 19. Januar dieses Jahres folgenden Antrag angenommen: Das Staatsministerium wird ersucht, der deutschen Vorgeschichte in den Volksschulen und höheren Schulen erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Ich teile die diesem Antrag zugrunde liegende Auffassung und gebe hiervon den Provinzialschulkollegien und Regierungen zur Beachtung im deutschen, geschichtlichen und erdkundlichen Unterricht aller Schularten Kenntnis.

Berlin, den 17. März 1933.

Der Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung,
Der Kommissar des Reiches:
Rust.

Aus dem Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen, Jahrgang 75, 1933, Heft 7, S. 87.



Stein gehauenen, kunstvoll hergerichteten Stufen sind auf Erde gebettet und bestehen aus je zwei nebeneinanderliegenden Steinplatten. Die Platten der oberen dieser beiden Stufen sind einfach an den Felsen angelegt, die der unteren sind ein wenig unter die Platten der oberen Stufe geschoben, wodurch beide Stufen einen natürlichen Halt aneinander finden. Mörtel ist bei dem Bau dieser beiden Stufen nicht verwendet worden.

Die Treppe II, wie ich diese, an der südwestlichen Seitenfront (AD) des Felsens entlanglaufende Treppe zum Unterschied von zwei anderen noch zu besprechenden Treppen nenne, setzt an der Ecke, die die Front- mit der südwestlichen Seitenfläche bildet (Punkt A), in 2½ m Tiefe, vom Felsendach aus gemessen, an. Sie führt nicht auf, sondern hinter den Felsen und bleibt 80 cm unter dem höchsten Punkt, den der Felsen an seiner Rückseite erreicht (Punkt D). Die Treppe II setzt vorn, also an der Ecke der Front- mit der südwestlichen

Seitenfläche (Punkt A), mit einer kleineren, 16 cm hohen Stufe an und führt in 9 weiteren, in den Fels gehauenen Stufen am Felsen hoch und hinter seiner Rückenfläche herum, die dadurch teilweise erkenntlich wird. Auf der Rückseite des Felsens bildet die Treppe II jedoch keine waagerecht abgemeißelte Plattform, sondern steigt vielmehr von der letzten, obersten Stufe an, im Gegensatz zur Treppe I (s. u.) weiter zu einer Kante (DF) empor, von der sie auf der anderen Seite wieder abfällt, bildet also im Querschnitt an ihrer höchsten Erhebung ein flaches Dreieck. Ihre höchste Höhe erreicht diese Treppe an ihrer Mittelkante (DF). Auf dem der nordöstlichen Seitenfläche (BC) zugekehrten Teil der Rückenfläche (DC) steigt die Treppe II erst sacht, dann mit einer großen, 50 cm hohen Stufe wieder herab. Unterhalb dieser Stufe erhält sie ein ziemliches Gefälle, jedoch kann man auch hier noch drei weitere Stufen, die nur bis zur Unbrauchbarkeit abgenutzt scheinen, erkennen. Die Treppe führt dann genau bis zur Ecke der Rück- mit der nordöstlichen Seitenfläche (Punkt C), wo sie zugunsten dieser Seitenfläche abgemeißelt ist. Man tritt hier völlig ins Leere.

Die 10 Stufen der Treppe II an der nordwestlichen Seitenfläche (AD) sind etwa 16, 56, 14, 15, 12, 10, 8, 9, 8, und 13 cm hoch. Auffallend ist hier die Höhe der Stufe zwei, die nur unbequem erstiegen werden kann [1]).

Seitwärts von der Treppe II fällt der Felsen nach den Externsteinen zu weiter ab, freilich nicht mehr senkrecht, sondern schräger, allmählicher und ist hier unbearbeitet. Er läuft nach unten direkt auf den Felsen I der Externsteine zu, den er am Schnittpunkt der Front- und der südwestlichen Seitenfläche (Punkt A) etwa in 60 cm Tiefe unterhalb der ersten in den Fels gehauenen Stufe erreicht. Die beiden Felsen sind dort regelrecht zusammengewachsen. Die Fuge selbst ist mit jüngeren, hellen Sandsteinformationen ausgefüllt.

Durch diese Feststellung war das erste Ziel meiner Grabung erreicht. **Es ist unmöglich, daß der Felsen einmal von einem anderen Platz an den jetzigen geschafft wurde, es handelt sich bei ihm vielmehr um einen an seiner heutigen Lagerstätte gewachsenen Felsen.**

An der Rückseite des Grabfelsens befindet sich weiterhin die Treppe I, von Teudt in seinem Buch mit dem „Stuhl der Inkas" verglichen. Sie besteht aus 5 Stufen, von denen zwei von links, drei von rechts auf den Felsen hinaufführen, und zwar zunächst auf eine nicht ganz waagerechte kleine Plattform (GHIK), auf der gerade ein Mensch stehen kann. Die Rückseite dieser Plattform wird von einem senkrechten Steingrat umsäumt. Von diesem Grat aus senkt sich die kleine Plattform ein wenig nach vorn und kommt dadurch nicht ganz in gleiche Höhe mit dem übrigen Felsendach zu liegen, auf das man unmittelbar von der Plattform aus steigt. Vielmehr befindet sich zwischen Plattform und Felsendach eine geringe, drei cm hohe Abstufung, die ihrerseits mit senkrechten, parallelen, ziemlich tief eingemeißelten, aber naturgemäß nur kurzen Steinschlägen abgesetzt ist.

Die Treppe I ist beiderseits glatt abgemeißelt. Außerdem liegen ihre Stufen 62 cm über den entsprechenden Stufen der Treppe II, mit der sie also nichts zu tun hat.

Außer der Treppe I befindet sich an der Rückseite des Felsens nicht weit von der Ecke, die diese Fläche mit der nordöstlichen Seitenfläche bildet (Punkt C), ein dreizackförmiges Zeichen, von dem übrigens noch ein feiner, aber doch deutlich zu erkennender Bogen ausgeht, ohne daß man sicher angeben könnte, wo er hingeführt hat. Dieser von links unten nach rechts oben hinaufgezogene Bogen scheint aber doch künstlich zu sein, da der Meißelschlag an jener Stelle in entgegengesetzter Richtung verläuft. Dieses dreizackartige, nach oben hin offene Zeichen wird von Herrn Prof. Wirth-Marburg als ein germanisches Runensymbol angesehen, das dem nach unten geöffneten Symbolzeichen in der Grotte der Externsteine entspräche. Beide Runen sollen einem heidnischen Mysterienkult gedient haben.

Die Grabung ging nunmehr an der Frontseite (AB) weiter. Hier befindet sich der sogenannte Felsensarg. In den Felsen ist eine 1,17 m hohe, halbkreisförmige, 81 cm tiefe Nische eingehauen. Deren

[1]) Prof. Dr. Wirth bemerkt in seiner Arbeit über das Felsengrab (Germanien, 5. Jg., S. 12), bei Freilegung des Grabes habe die wichtige Feststellung gebracht, daß eine in den Fels ausgehauene Steintreppe von dort herauf zur Höhle geführt haben müsse, deren unterster Teil nunmehr sichtbar geworden sei und deren Fortsetzung unter der Stützmauer der Erdaufschüttung vor der Externsteinhöhle noch verborgen liege. Die Vermutung ist durchaus berechtigt, aber sichere Bestätigung können erst weitere Grabungen bringen.

Grundfläche bildet ein 2,22 cm langer, an den Seiten von der umgebenden Felswand abgesetzter, deckelloser Sarg, dessen Innenwände, die besonders glatt bearbeitet sind, nicht rechteckig, den Außenseiten parallel, sondern vielmehr in Form eines menschlichen Körpers ausgehauen sind. Merkwürdig an diesem 1,90 m langen, 45 cm breiten (Schultern) Sarginneren ist, daß seine Form nicht schematisch, d. h. mit gleichen, einander entsprechenden Körperhälften, ausgebildet ist, sondern durchaus individuell. Die Schultern sind weder gleich rund, noch gleich hoch, und vor allem der Kopf sitzt durchaus nicht gerade auf den Schultern. Er neigt sich so stark nach der rechten Seite, daß die Kopfwand von der Mittellinie rechts 26 cm, links dagegen nur 16 cm entfernt ist. Diese Nuance könnte für diejenigen von Interesse sein, die den Grabfelsen für altchristliche Zusammenhänge in Anspruch nehmen möchten, da der sterbende Christus mit geneigtem Haupt dargestellt wird.

70 cm über dem Sarg befindet sich in der Rückwand der Nische eine eigenartige Vertiefung, die gewöhnlich als Handgriff erklärt wird. Auch in 58, bzw. 40 cm Höhe finden sich zwei weitere ähnliche Vertiefungen im Stein.

Die vordere, dem Besucher zugekehrte Längsseite des Sarges ist in der Mitte stark abgenutzt, was wohl auf eine lange und ausgiebige Benutzung dieses sargartigen Gebildes schließen läßt.

Der sich über diesem Sarg halbkreisförmig erhebende Rand der Nische ist von einem 30 cm breiten Band eingefaßt, auf dem wohl einmal Runen (germanisch?) gestanden haben könnten, die aber durch die starke Verwitterung des Steines leider unleserlich geworden sind.

Unmittelbar unterhalb des Steinsarges springt ein 10 cm breiter Absatz, der sich nicht mehr ganz scharfkantig aus dem Stein herauswölbt, hervor, der in der Länge des Sarges an der Frontseite des Felsens entlangläuft. 22 cm tiefer folgt ihm ein zweiter, 10 cm breiter und ganz gleichartiger Absatz.

Unter diesem untersten Absatz führt 34 cm abwärts und 1 m seitwärts zu der Nordostecke (Punkt B) hin eine eigenartig abgemeißelte Stelle in der Felswand, die das Aussehen einer abgemeißelten Stufe hat, wenn ihr nicht eine mehr zufällige Entstehung zuzuschreiben ist.

Seitwärts von den der Frontseite vorgelagerten, vorgebauten Stufen der Treppe II (Richtung L) und unmittelbar aus der senkrecht behauenen Fläche der Frontseite des Felsens hervor (Richtung M) springt 70 cm unterhalb der ersten, in den Fels gehauenen Stufe der Treppe II der unbehauene, natürliche Fels hervor, der in starker Wölbung nach beiden Richtungen hin abfällt. Etwa in der Mitte der Frontseite verebbt diese Wölbung. Von hier aus bis zur Nordostecke der Frontseite (Punkt B) springt der natürliche Fels 1,70 m unter dem oberen Rand des Felsensarges in rechtem Winkel aus dem senkrechten Felsblock hervor und bildet an diesem Teil der Frontseite eine ziemlich ebene Fläche, auf der man gehen kann (BNPR). Er fällt je breiter, desto steiler ins Erdreich ab.

Der stark gewölbt hervorspringende Teil des natürlichen Felsens an der Frontseite ist nicht völlig unbehauen. An der Stelle, wo er auf den geradlinigen, ebenen Teil des natürlichen Felsens mündet (NP), ist er 15 cm hoch senkrecht abgehauen, und auch parallel zur Frontseite des Felsens (PQ) ist er in gleicher Höhe und Weise abgemeißelt. Hierdurch wirkt die überall an ihren Fußenden behauene Wölbung aus massivem Stein wie eine Stufe, die zu den der Treppe II vorgelagerten, künstlich hergerichteten Steinstufen hinaufführt. Diese Hypothese besteht allerdings nur dann zu Recht, wenn die beiden vorgelagerten Stufen in Zukunft keine Fortsetzung in einer weiteren Treppe mehr finden sollten, von der ich allerdings bisher nichts habe entdecken können. Für meine Vermutung sprechen mehrere Rillen und Vertiefungen in dem gewölbten Stein, die z. T. ausgetreten zu sein scheinen.

Die senkrechte, nordöstliche Seitenwand (BC) wölbt sich in der Mitte ein wenig hervor. An ihr setzt nun an der Ecke, die sie mit der Frontseite bildet (Punkt B), in 3,28 m Tiefe vom Felsendach ab gemessen ebenfalls der natürliche Felsen an, der weiter nach der Seite herausspringt und dort, wo er von der senkrechten Wand im rechten Winkel waagerecht absteht, wiederum eine glatte Gehbahn bildet. Man kann also auf dem natürlichen Felsen von der Frontseite her um die Ecke (B) biegend zunächst in gleicher Tiefe an der nordöstlichen Seitenfront des Felsens (BC) entlang gehen.

Diese Bahn steigt langsam an, um auf einer Höhe, die etwa 28 cm über dem Ausgangspunkt liegt, eine Art von Scheitelpunkt zu erreichen, von dem aus sie nicht mehr weiter aufwärts zu führen scheint.

(Schluß folgt.)

Die Bücherwaage

Varga, Lucie, **Das Schlagwort vom „Finsteren Mittelalter“.** Veröff. des Seminars f. Wirtschafts- und Kulturgeschichte an der Universität Wien. Verlag Rudolf M. Rohrer, Wien-Leipzig, 1932. (152 S. 8°, 13 RM.).

Mit dem „Finsteren Mittelalter“ ist es ähnlich wie mit den „Vandalen“ — beide sind Schlagworte von verheerender Wirkung, Schlagworte als Programme, insbesondere „wissenschaftliche“ Schlagworte, die in der Wissenschaft wie anderswo einen Nachweis, einen Wirklichkeitsbeweis ersetzen. Noch heute haben wir ja mit diesem törichten Schlagwort zu kämpfen, das bezeichnenderweise am meisten von solchen Kräften gebraucht wird, die von dem vergangenen Zeitalter der „liberalen“ Aufklärung zehren und diese Schlagworte gegen ein Deutschland ins Feld führen, das diese Begriffe sehr kritisch unter die Lupe genommen hat und an das Licht aus dem Westen ebensowenig mehr glauben will, wie an das aus dem Osten. Kein Zufall ist es, sondern innerster Zusammenhang, wenn die Presse der „Emigranten“ in Paris, Prag, Wien usw. die beiden Schlagworte in allerjüngster Zeit wieder in Mode zu bringen sucht! Wenn man nämlich der Entstehung dieser Schlagworte nachgeht, so finden wir von den ersten Anfängen eine antigermanische, eine antinordische Tendenz darin: die Vorstellung, daß alle menschliche Kultur geradlinig vom nahen Osten über Athen, Rom nach Paris verläuft — und auf diesem Wege sind denn auch beide Schlagworte entstanden, und beide mit einer Front gegen das nordische Barbarentum, das immer und ewig diese Linie zu stören versucht hat, was ihm dann im „finsteren Mittelalter“, in der „gotischen“ Zeit gründlich gelungen ist, und wozu die Vandalen als „Vandalen“ schon eine Vorprobe gegeben haben. — Diese fleißige Arbeit setzt — ohne unsere Tendenz — die geistigen Strömungen auseinander, aus denen Vorstellung und Schlagwort entstanden sind; sie untersucht die Gründe für die erstaunliche Langlebigkeit des Schlagwortes; sie stellt besonders, was für uns wichtig ist, das törichte Schlagwort von den „alles vernichtenden Barbaren“ als ein jahrhundertealtes Klischee dar, das ursprünglich von den germanenfeindlichen Zeitgenossen der Völkerwanderung selbst erfunden worden ist, um dann — o Vorbild unserer Zeit! — von den gutgläubigen germanischen Schreiberseelen selbst getreulich übernommen zu werden. „Überaus wichtig erscheint mir für die allgemeine Beurteilung des Schlagwortes vom „Finsteren Mittelalter“ die Tatsache, daß von seinen ersten Anfängen an, denen wir auf den vorhergehenden Seiten nachgespürt haben, hinter diesem Ausdruck niemals eine objektive Geschichtsbetrachtung stand: von den allerersten Anfängen an ist der Nährboden dieses Schlagwortes Tendenz, Einseitigkeit und zeitgenössische Polemik.“ Dies Wort — in dieser Fassung schon ein Verdienst — kennzeichnet den Wert der Untersuchung auch für uns. Wenn wir statt Mittelalter „barbarisches Germanentum“ sagen, so haben wir das Schlagwort, gegen das wir zu kämpfen haben; und das in seiner historischen Weiterentwicklung im Weltkriege eine so unheilvolle Rolle gespielt hat bis in unsere Tage, und das heute wieder zu neuem Leben erweckt werden soll. Die Tendenz der antigermanischen Römer — die nach der richtigen Darstellung von Lucie Varga gleichzeitig anti-arianische Katholiken waren — beherrscht die Geschichtsschreibung bis in unsere Tage; und nicht nur diese „objektive Wissenschaft“, sondern, was weit schlimmer ist, das subjektive Volksempfinden, selbst bei uns. Diese verderbliche Tradition bloßgelegt zu haben, ist ein großes Verdienst. Das Buch zeigt auch, wo heute unsere völkische „Propaganda“ (das Wort ist römisch — möge es sich als Waffe in unserer Hand bewähren!) einzusetzen hat: nämlich an den Wurzeln des Übels, einer uralten, künstlichen geschaffenen antigermanischen Weltstimmung.

J. O. Plaßmann.

„Unsere Vergangenheit war die wertvollste, die je eine Rasse und ein Volk aufzuweisen hatte.“

Rudolf John Gorsleben.



Siedlung und Ausbreitung

A. Götze, **Die Ausgrabung des Burgwalles von Senftenberg, Kr. Calau.** Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit. Verlag Kabitzsch-Leipzig, 9. Jahrg., Heft 3, 1933. Die Ausgrabung des im Kohlengebiet der Ilse-Bergbau-A.-G. gelegenen Burgwalles ergab, daß es sich bei dieser Anlage nicht um die sonst häufige Erdholzmauer handelt, sondern um eine Wallaufschüttung, die möglicherweise von Pallisaden gekrönt gewesen ist. Bemerkenswert war die Fundamentierung des Walles auf dem oft schlickartigen Grunde durch eingerammte Pfähle, Flechtwerk u. a. An den Wall lehnte sich kasemattenartig eine von Pfosten getragene Bohlendecke, die durch Feuer zerstört worden ist und vermutlich als Wehrgang ausgebaut war. Da Wohnspuren in den Kasematten nicht gefunden wurden, sind sie vielleicht als Stallung zu deuten. Nach der Zerstörung sind auf dem Brand- und Erdschutt Handwerksstätten errichtet worden. Der innere Raum des Walles ergab zahllose Pfostenlöcher, was auf eine sehr dichte Besetzung mit Häusern hindeutet. Die Pfosten, die hier erfreulicherweise häufig erhalten sind, zeigen eine hohe Fertigkeit in der Bearbeitung, und eine nicht minder große technische Erfahrung zeigt sich in ihrer Fundamentierung mit Sand. Die Scherbenfunde weisen diesen Burgwall der Lausitzer Kultur, und zwar der Billendorfer Stufe zu. Es ist einer der wenigen Burgwälle, die später nicht von den Slaven besiedelt worden sind. Beachtenswert ist, daß bei dieser in ehemals sehr feuchtem Gelände gelegenen und in der Zeit des früheisenzeitlichen Klimasturzes erbauten Anlage weniger der Festungs- als vielmehr der Deichcharakter zum Ausdruck kommt. / Ernst Petersen, **Eine Karte der Wikingerfunde Nord- und Ostdeutschlands.** Mannus Bd. 25, Heft 2, Verlag Kabitzsch-Leipzig, 1933. Die mit genauem Fundverzeichnis versehene Karte zeigt den überaus starken wikingischen Einfluß auf Norddeutschland. Deutlich heben sich drei Mittelpunkte heraus: Schleswig-Holstein, das Oder-Mündungsgebiet mit Vorpommern und Rügen, von wo aus zahlreiche Einzelfunde den altbekannten Oderweg begleiten, und das Samland, von wo stärkste Beeinflussung der benachbarten, altpreußischen Völkerstämme stattgefunden hat. / A. Krebs, **Die westfälischen Höhlen in jungvorgeschichtlicher Zeit.** Ebenda. Sind bisher von der Höhlenforschung vorwiegend die altsteinzeitlichen Funde bearbeitet worden, so zeigt diese Untersuchung, daß die westfälischen Höhlen auch von der Jungsteinzeit bis in die Gegenwart dauernd besucht worden sind. Teilweise mögen sie als Grabhöhlen benutzt worden sein, vorwiegend ist jedoch der unzweifelhafte Wohncharakter der Funde. Die stärkste und anhaltendste Besiedlung der bewohnbaren Höhlen zeigt sich in der frühen Eisenzeit, und zwar erweisen die Funde diese Siedler als Germanen, Bauern mit hochentwickeltem Ackerbau, wie die zahlreichen Arten der Feldfrüchte bekunden. Auch die Viehstapel ließen sich noch erkennen. Welche politischen Ereignisse mögen diese Bauern in dies karge Rückzugsgebiet getrieben haben? Zur Zeit der Römereinfälle und später sind die Höhlen alsdann als Fluchtburgen benutzt worden. — Das mehrfach beobachtete Durcheinander von Menschenknochen und Kulturresten hat andere Forscher veranlaßt, an Menschenfresserei oder Menschenopfer zu denken. Es liegt jedoch nicht der geringste Anhaltspunkt dafür vor. Angesichts der großen Vorräte, die gefunden wurden, ist vielmehr an einen gewaltsamen Untergang der Bewohner zu denken, um so mehr, als z. B. an einer Stelle die 32 Skelette ausschließlich Frauen und Kindern zugeschrieben werden mußten.

Germanen – Kelten – Slaven

Otto Reche, **Zur Rassenkunde der Slavenzeit Ostdeutschlands.** Die Sonne. Armanenverlag-Leipzig, 10. Jahrg., Heft 5, 1933. Es darf heute als feststehend angesehen werden, daß die seit 600 n. Chr. in Ostdeutschland einsickernden Slaven keine „Rasse", sondern ein Gemengsel kleiner Volkssplitter allerverschiedenster Rassenmischung waren, und daß Ostdeutschland während der sogen. Slavenzeit außerordentlich schwach besiedelt gewesen ist. Verfasser schätzt die Gesamtzahl der Slavenbevölkerung auf Grund der Siedlungs- und anderen Funde in der eigentlichen Slavenzeit in ganz Ostdeutschland auf nur 530 000 Köpfe. Eine wirkliche Besiedlung des Landes setzt erst ein mit dem Beginn der deutschen Kolonisation. Eine rassische Untersuchung des geringen Skelettmaterials insbesondere in Schlesien ergab deutlich zwei Gruppen: Eine unzweifelhaft nordische, die den dort zurückgebliebenen wandalischen Silingen zuzuschreiben ist, und eine osteuropäisch-mongolide, die offenbar den slavischen Einwandern zugehört. / Bolko Frhr. von Richthofen, **Zur Verbreitung und Volkszugehörigkeit der frühgeschichtlichen und mittelalterlichen Tongefäße mit Bodenzeichen und Wellenlinien.** Mannus Bd. 25, Heft 2, 1933. Diese Merkmale haben lange für Kennzeichen slavischen Herkommens oder Einflusses gegolten. Die eingehende Untersuchung zeigt jedoch, daß sie eine außerordentlich weite Verbreitung gehabt haben, auch da, wo slavischer Einfluß ausgeschlossen ist. Insbesondere ließen sich auf germanischem Gebiet Vorstufen dafür nachweisen, und auch die finnische, wellenbandverzierte Tonware ist unabhängig von slavischem Einfluß entstanden. / Walter Kersten, **Latènefund aus Hessen-Kassel.** Ebenda. Die Frage nach der völkischen Zugehörigkeit dieses Gebietes in der Latènezeit macht große Schwierigkeiten. Als sicher keltisch anzusehen sind nur die Frühlatènefunde von Bellnhausen und Stöckels. Die Spätlatènezeit ist vorwiegend durch die Höhenburgen vertreten. Doch wenn auch die Altenburg den Chatten und die Steinsburg den Kelten zugesprochen wird, so gibt doch die kulturelle Hinterlassenschaft kein unbedingt sicheres Merkmal zur völkischen Unterscheidung.

Aus der Forschung

Lothar F. Zotz, **Die deutsche Vorgeschichte im Film.** Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit. Verlag Kabitzsch-Leipzig, 9. Jahrgang, Heft 3, 1933. Verfasser weist hin auf die Bedeutung des Films, dieses modernsten Aufklärungsmittels, auch für die deutsche Vorgeschichtsforschung, und zwar nicht nur für die völkische Erziehung unseres Volkes, sondern auch für die Forschung — Erkennen, Bergen, Erhaltung solcher Funde u. a. m. — selbst. Es ist bereits ein Film „Aus deutscher Vorzeit" bei der Fischer-Filmproduktion, Berlin, hergestellt worden, der in einzelnen Abschnitten („Vom Dampfflug bedroht", „Aus Deutschlands Bronzezeit", „Flammen der Vorzeit", „Auf den Spuren der Ostgermanen") künftig auch an Museen und andere geeignete Stellen verliehen werden soll. / Kurt Braune, **Das Deckelgefäß mit schriftartigen Zeichen aus der sächsischen Lausitz — eine Schülerarbeit.** Mannus, Band 25, Heft 2, 1933. Verfasser teilt mit, daß das von ihm selbst 1930 im Mannus veröffentlichte und wegen seiner runenähnlichen Zeichen viel beachtete Gefäß, wie sich inzwischen durch den Verfertiger und ihm befreundete Persönlichkeiten herausgestellt hat, durch einen für Vorgeschichte interessierten Schüler im Jahre 1908 rein spielerisch verfertigt worden und ohne Wissen und Absicht als echtes Fundstück ausgegeben worden ist.

P. Kehr, **Die Kanzleien Karlmanns und Ludwigs des Jüngeren.** Abhandlungen der preußischen Akademie der Wissenschaften, Jahrg. 1933, Philosophisch-historische Klasse. An Hand der Urkunden der Söhne Ludwigs des Deutschen zeigt Verfasser u. a., daß der Titel des „Kanzlers" zu damaliger Zeit keineswegs ein hohes politisches Amt bezeichnete, daß darunter vielmehr ein Kanzleibeamter, eine Art persönlicher Sekretär des Königs zu verstehen ist, wie man sich überhaupt den Regierungsapparat zu dieser Zeit nicht einfach genug vorstellen kann. / Leopold Magon, **Der neue Saxo.** Nordische Rundschau. Herausgegeben von den Auslandsinstituten der Universität Greifswald. 5. Jahrg., Heft 4, 1933. Wer die frühe deutsche Geschichte verstehen will, darf den Blick nach Norden nicht vergessen. Verfasser weist hin auf die von den Dänen herausgegebene neue, große Ausgabe des frühdänischen Geschichtsschreibers Saxo Grammaticus, dem wir zahlreiche Aufschlüsse über die Geschichte des Nordens verdanken. Diese Ausgabe (Titel: Saxonis Gesta Danorum primum a C. Knabe et P. Herrmann, recensita recognaverunt et ediderunt J. Olrik et H. Raeder. Hauniae apud librarios Levin et Munksgaard) baut zu einem erheblichen Teil auf der Arbeit zweier deutscher Gelehrter, C. Knabe und P. Herrmann. Der Aufsatz bringt zugleich eine kurze Darstellung der Schicksale, die das Werk Saxos erfahren hat.

Hertha Schemmel.

Braunschweigische Heimat. Illustrierte Zeitschrift für Naturschutz und Heimatpflege, Geschichte, Sprache, Landes- und Volkskunde, Kunst und Schrifttum des Landes Braunschweig. Im Auftrage des Braunschweiger Landes-Vereins für Heimatschutz, hg. von Studienrat Wilhelm Börker. Verlag E. Appelhans und Comp., Braunschweig. Jährlich 4 Hefte, je 32 Seiten. 8°. 5 RM. (= Jahresbeitrag für den Landesverein).

Die gut ausgestatteten Hefte bringen Grundsätzliches zum Heimatschutz, mancherlei Mitteilungen zur Braunschweigischen Geschichte und Landeskunde, Volkskundliches, Genealogisches, auch ausführliche Lebensnachrichten über Personen, die durch ihre Herkunft oder ihre Arbeit dem Braunschweiger Lande verbunden sind. So unterrichtet ein Beitrag von Th. Müller (H. 2, 1933) ausführlich über Schicksal und innere Entwicklung des Geographen Ewald Banse, der die Wissenschaft der Erdkunde aus der bloßen zergliedernden Betrachtung (Analyse) herausgeführt hat und der Geographie die Aufgabe stellt, ein Land und eine Landschaft als ein lebendiges Ganzes zu erkennen und das Erkannte zu gestalten (Synthese). Bezeichnend ist, daß B. dem letzten wesentlichen Werk dieser Art der Deutschen Landeskunde (1932) den Untertitel gegeben hat „Umrisse von Landschaft und Volkstum in ihrer seelischen Verbundenheit". — An Volkskundlichem bringt Heft 2 einen Beitrag von O. Hahne über einen niederdeutschen Maibrauch („Der Füstjemaier"). — In der Zeitschriftenschau gibt Prof. Dr. O. Hofmeister eine Besprechung unserer Zeitschrift „Germanien". Sie ist wegen ihrer grundsätzlichen Einstellung bemerkenswert, wie die folgenden Sätze zeigen: „Jeder Freund germanischer Vorgeschichte empfängt Anregung aus dem reichen Inhalt. Man muß sogar die Anerkennung aussprechen, daß diese Monatshefte einem Sehnen, das in unserer Zeit durch breite Schichten des Volkes geht, entgegenkommen. Damit ist nicht gesagt, daß auch der Wissenschaftler das Heft (gemeint ist Heft 1/1933) befriedigt aus der Hand legt." Hofmeister erklärt sich mit Wirth nicht einverstanden und fährt dann fort: „Trotzdem erbaut sich ein ansehnlicher Teil der Leser gerade an solchen Ausführungen Wirths. Das darf nicht verkannt und muß anerkannt werden, solange nicht von streng wissenschaftlicher Seite gleiche Begeisterung für unser germanisches Volkstum geweckt wird." Ja, das ist's eben! Es ist etwa die gleiche Haltung und Gegnerschaft, wie sie zwischen Banse und einem Teil der Universitätsgeographen besteht. Zu dem Vorwurf, den der Fachprähistoriker Hofmeister den Angehörigen seiner Wissenschaft macht, vergleiche man die Ausführungen Wirths, die wir in Heft 7, S. 214/15 abgedruckt haben. S.

Vereinsnachrichten

Die 6. Tagung der Freunde germanischer Vorgeschichte (6. bis 8. Juni 1933). Für diejenigen unserer Mitglieder, die an der Tagung nicht teilnehmen konnten, geben wir einen allgemeinen Überblick. Einige Vorträge erscheinen ausführlich im Aufsatzteil.

Die Tagung war sehr gut besucht, so daß in diesem Jahre ein Zuschuß seitens der Vereinigung nicht erforderlich war. Rechnet man die Teilnehmer, die alle Veranstaltungen mitmachen konnten, und die, welche nur den einen oder anderen Tag dabei waren, so ergibt sich als Durchschnittsbesucherzahl etwa 300.

Der 1. Tag brachte die schon zur Überlieferung gewordenen Führungen an den Externsteinen und in Oesterholz. Es erweist sich als immer schwieriger, dieses Gebiet in die Tagungen mit einzubeziehen. Immer wieder wird der Wunsch nach allgemeinen Führungen zu diesen Stätten geäußert, andererseits wird es dadurch sehr erschwert, gleich im Anschluß daran weiter entfernt liegende Orte aufzusuchen, die für unsere deutsche Vorgeschichte bedeutsam sind. Es ist deshalb vorgeschlagen worden, die jährliche Zusammenkunft an den Externsteinen und die Tagung in einem anderen Gebiet völlig voneinander zu trennen (auch zeitlich). Ferner ist zu bedenken: so erfreulich die große Teilnahme an den Tagungen an sich ist, sie bringt notwendigerweise doch die Gefahr mit sich, daß der einzelne nicht zu seinem Rechte kommt. Vor allen Dingen läßt sich eine gründliche Besprechung von Verwaltungsangelegenheiten nur schlecht im Rahmen der großen Veranstaltungen durchführen. Deshalb wird es zweckmäßig sein, auch diese Besprechung von den Tagungen abzutrennen. Auch kleinere Führungen müssen als Sonderveranstaltungen ins Auge gefaßt werden. Die großen Tagungen müssen, was die Durchführung an Ort und Stelle angeht, auch in Zukunft von örtlichen Organisationen getragen werden. Wir stellen dieses Grundsätzliche voran, obwohl die Überlegung dieser Dinge uns natürlich während der ganzen Tagung beschäftigte.

An den Externsteinen wird noch immer Neues gefunden, obwohl kaum Grabungen — vom Felsensarg abgesehen — vorgenommen worden sind. Wesentlich sind insbesondere die Untersuchungen Prof. Wirths über den Felsensarg in seiner Verbindung mit dem nordischen Wintersonnenwendekult. Direktor Teudt wandte sich gegen die entstellenden Nachrichten, die in der letzten Zeit über die Externsteine in den Zeitungen zu lesen waren und die besagen, daß die Steine als eine unserer ältesten christlichen Stätten zum Nationalheiligtum erklärt werden sollen. Gewiß ist die Kreuzabnahme eine unserer kostbarsten Schöpfungen aus der Frühzeit christlicher Kunst in Deutschland. Aber nicht deswegen allein wandern heute die Scharen zu den Steinen; ihnen ist vielmehr wesentlich das Wissen, daß die Felsen ein Denkmal aus der Zeit des Eigenglaubens sind, wie wir es zum zweiten Male in Deutschland nicht haben.

Abgeschlossen wurde der erste Tag in Pyrmont, das in diesem Jahre den Mittelpunkt der Tagung bildete. In vorbildlicher Weise hatte der dortige örtliche Ausschuß alles vorbereitet, so daß an den beiden folgenden Tagen keinerlei Stockung oder Schwierigkeiten sich zeigten. — Den Teilnehmern wurde zunächst Gelegenheit gegeben, die wichtigsten Stücke des Pyrmonter Quellenfundes zu besichtigen. Nach der Eröffnungsansprache unseres 1. Vorsitzenden und nach der Begrüßung von seiten der Kurverwaltung und des Bürgermeisters führte der Vortrag des Rechtsanwaltes Dr. Drinkuth die Zuhörer in Pyrmonts Vergangenheit ein, wobei der Vortragende versuchte, den dunklen Namen des Ortes in Anlehnung an Wirth zu deuten. Dann wurde Herrn Hauptmann Hesse aus Ärzen Gelegenheit gegeben, über die umstrittenen Funde aus Ärzen zu sprechen. Mitte Mai d. J. hatte der Untertertianer Otto Schwekendiek zunächst seinen Schulfreunden, und durch diese veranlaßt, seinem Lehrer drei Steinplatten gezeigt, auf denen sich die eingeritzten Zeichnungen eines mammutähnlichen Tieres, eines Bären und eines Pferdekopfes befanden. Diese Steinplatten behauptete der Schüler beim Graben in etwa ein Meter Tiefe gefunden zu haben. Alsbald entspann sich ein lebhafter Streit darüber, ob die Stücke echt oder gefälscht seien. Hauptmann Hesse setzte sich, wesentlich mit psychologischen Gründen arbeitend, und gestützt auf die Zeugnisse der Lehrer über den Jungen, stark für die Echtheit ein. Die Tatsache, daß die Vereinigung möglichst vielen Gelegenheit geben wollte, zu hören und zu sehen, um was es sich eigentlich handle, wird nun von verschiedenen Seiten zum Anlaß genommen, ihr gröbliche Unsachlichkeit vorzuwerfen. Deshalb müssen wir hier auf die Angelegenheit etwas näher eingehen. Von den Platten wurde dem Provinzialmuseum in Hannover Mitteilung gemacht. Als dessen Beauftragter erschien Dr. Tackenberg und nahm den Mammutstein zur Untersuchung mit. Unter dem 27. Mai schrieb er an Hauptmann Hesse:

> „Die Untersuchung der Steinplatte hat sich als außerordentlich schwierig erwiesen, wir müssen erst Nachfragen bis nach Frankreich veranstalten. Ich berichte darüber am besten mündlich am Montag" (dieser Tag, der 29. Mai, war für eine Grabung zur Nachprüfung an Ort und Stelle durch Dr. Tackenberg vorgesehen).
>
> „Die Zeilen, die Sie für die Zeitung geschrieben haben, sind außerordentlich gut gelungen und liegen ganz in unserem Sinne."

Das heißt also, der Sachverständige war nicht imstande, von vornherein die Zeichnungen als Fälschung zu erkennen, man hielt es für nötig, ausländische Prähistoriker um Unterstützung zu bitten. Am 29. Mai hat die Nachgrabung stattgefunden und am 31. Mai gab Herr Dr. Tackenberg Herrn Hauptmann Hesse gegenüber brieflich folgendes Urteil ab: „Im Laufe des Ausgrabungstages häuften sich doch die Verdachtsmomente so, daß eine Fälschung wahrscheinlich (!) ist" Einer Zeitungsnachricht zufolge soll Dr. Tackenberg in einer Sitzung der Arbeitsgemeinschaft für die Urgeschichte Nordwestdeutschlands sich dahin erklärt haben, daß es sich um Fälschungen handeln müsse. Da am 6. Juni also durchaus noch keine klare Entscheidung vorlag und gerade die wichtigste Platte nicht geprüft werden konnte, ist es unberechtigt, der Vereinigung Vorwürfe zu machen, die Dinge noch einmal zur Erörterung gestellt zu haben. Hauptmann Hesse hatte zu seinem Bericht noch eine Anzahl Steinstücke mitgebracht, die teilweise von ihm selbst aus den gleichen Lößschichten ergraben waren, denen die Platten entstam-

men sollten. Diese Steine hielt er für künstlich hergestellte Werkzeuge und glaubte durch das Nebeneinander von Steinplatten und den genannten Steinen die Echtheit der Platten gestützt. Die sogenannten Werkzeuge wurden noch am selben Abend von Studienrat Suffert und W. Düstersiek (Detmold) besichtigt, und beide kamen zu dem Schluß, daß es sich keinesfalls um Werkzeuge handle.

Um den Zusammenhang zu wahren, berichten wir gleich hier über die weitere Entwicklung. Am Nachmittage des 7. Juni besichtigten die beiden eben Genannten im Einverständnis und auf Wunsch von Teudt, der Hauptmann Hesse schon unmißverständlich zu erkennen gegeben hatte, daß er nunmehr durchaus an der Echtheit zweifle, das Grundstück, auf den die Funde gemacht sein sollten. Es liegt an der Straße, die von Ärzen (an der Straße Barntrup-Hameln) nach Amelgatzen (an der Straße Schieder-Hameln) führt, und zwar etwa zwei Kilometer südöstlich von Ärzen dicht vor dem Rande des Waldes, der den Schierholzberg bedeckt. St. R. S. führte am Abend desselben Tages, im Anschluß an den Vortrag von Professor Neckel etwa folgendes aus: Aus den Kämpfen heraus, die die Vereinigung so oft gegen enge Anschauungen der Fachwissenschaft habe führen müssen, sei es begreiflich, wenn viele Teilnehmer sich zunächst einmal rein gefühlsmäßig auf die Seite des angegriffenen Finders und seines Vertreters stellen möchten. Aber es dürfe keinesfall darüber vergessen werden, daß die Fachwissenschaft eine große Verantwortung habe. Und gerade in diesem Falle sei die Verantwortung ganz besonders groß, da es sich um Stücke handle, wie sie sonst aus Norddeutschland nicht bekannt seien. Niemand würde sich mehr freuen, wenn die Stücke echt wären, als das zuständige Provinzialmuseum Hannover, da die Funde ja zweifellos ihm zur weiteren Betreuung zugewiesen worden wären. Infolge der verschiedenen Fälscherskandale der letzten Zeit sei das Mißtrauen der Fachwissenschaftler durchaus zu verstehen. Er erwähne nur den Streit um die Funde von Glozel in Frankreich, wobei sich übrigens jahrelang gerade die Fachprähistoriker scharf gestritten hätten. Unter dem erwähnten Mißtrauen hätten nicht nur Laien zu leiden, sondern auch Fachleute: so z. B. Prof. Dr. H. v. Buttel-Reepen, als er 1928 dem „Nordwestdeutschen Verbande für Altertumsforschung" die in der Unterweser gefundenen Knochen mit Runenritzungen vorlegte. Im übrigen wolle er sich hier nicht mit der Personenfrage beschäftigen, sondern nur mit den Sachen. Das Mammut gehöre zu den bestbekannten Tieren der Eiszeit; aus gleichzeitigen Zeichnungen, aus Skeletten und aus den in Sibirien eingefrorenen Kadavern könnten wir uns ein völlig genaues Bild machen. Er wies dann nach, in welchen Einzelheiten die Schwekendiek-Zeichnung diesem Bilde nicht entspreche. Auch der Pferdekopf gleiche den uns bekannten Darstellungen eiszeitlicher Wildpferde nicht. Er erklärte, mehr als eine Formenvergleichung könne er nicht geben, da er die Platten selbst nicht habe besichtigen können. Zu den sog. Werkzeugen übergehend, bemerkte er, daß der Lös, der das Tal des Grießebaches, die Nebentäler und die ansteigenden Hänge bedecke, an sich durchaus für älteste menschliche Siedlung in Frage käme. Aber die als Werkzeuge angesprochenen Steine wichen von allen bisher Bekannten derart ab, daß er sie nicht als Werkzeuge ansehen könne. Zwar brauche ein altsteinzeitliches Werkzeug nicht unbedingt aus Feuerstein zu bestehen, aber der graue Sandstein sei viel zu weich, und in nicht allzuweiter Entfernung hätte man geeigneten Rohstoff zur Genüge finden können. Erschwerend komme hinzu, daß die Steine an entscheidenden Stellen frische Oberhautverletzungen zeigten, die man in ihrer Häufung nicht als zufällig und nicht als durch die Grabung veranlaßt ansehen könne. Da als wesentliches Beweismittel auch hier der Vergleich in Frage käme, so könne man auch hier höchstens sagen, daß die Steine, wenn sie echte Werkzeuge wären, dann eben „unvergleichbar" echt seien. Die Vereinigung stehe neuen Funden, Meinungen usw. durchaus wohlwollend gegenüber, aber sie habe keine Veranlassung, die berechtigte Kritik der Fachwissenschaft zu bekämpfen und zu hindern. — Diese Ausführungen dürften genügen, um die erwähnten falschen Anschuldigungen gegen die Vereinigung ins rechte Licht zu setzen.

Der zweite Tag begann mit der vorgesehenen Hauptversammlung im Grünen Saal des Kurhauses. Wie schon angedeutet, reichte die Zeit zu einer gründlichen Beratung der zahlreichen Fragen nicht aus. Auch die Besprechung, die noch am späten Abend des gleichen Tages eingeschoben wurde, konnte noch nicht alles gründlich klären. Die Rede Teudts an der Hauptquelle über den Pyrmonter Opferbrunnen haben wir schon in Heft 7 abgedruckt.

Dann kamen die ersten Fahrten zu den Denkmälern deutscher Vergangenheit. Diese Fahrten haben wir stets als eine Besonderheit unserer Tagungen gepflegt; wir wollen hinaus und die Denkmäler und ihre Ge-

schichte aus der Landschaft heraus verstehen. Am Morgen die Schellenburg und die Hünenburg in sommergrünem Buchenwald; was wir sehen, sind mittelalterliche Burgen, aber es bleibt stets zu fragen: Was war vorher da oder war dort nichts da? Herr O. Zetzsche und Herr Lehrer Götte hatten die geschichtlichen Nachrichten zusammengestellt, die über die beiden Burgen bekannt sind. — Am Nachmittage wurde die Kilianskirche bei Lügde besichtigt, die Erklärungen des Herrn Schulrat Mantey drucken wir in diesem Hefte ab.

Am Abend des zweiten Tages (7. Juni) sprach Univ.-Prof. Dr. Neckel-Berlin über „Die Bedeutung des altnordischen Schrifttums für die Erkenntnis germanischen Wesens". Professor Neckel betonte zunächst — wie er es schon öfter getan — die Bedeutsamkeit des Wirkens Teudts, wenn er auch dieser oder jener Einzelheit nicht zustimmte. Es müsse als glückliche Fügung betrachtet werden, daß die altnordischen Quellen die allgemeine Linie, auf der Teudt sich bewege, durchaus bestätigten. Jene altnordischen Quellen sind für uns von unschätzbarem Wert, denn von Tacitus an bis weit über die Bekehrungszeit hinaus fehlen deutsche Quellen oder sie sind dürftig. Die Lücke können wir mit Hilfe der altnordischen Überlieferungen schließen. Allerdings wird dagegen eingewendet, daß, obwohl die nordischen Quellen um mehr als tausend Jahre jünger sind als Tacitus' Germania, sie doch das Zuständliche etwa ebenso scheiden wie der Römer. Ein Gedanke, der dem liberalistischen Fortschrittsgläubigen unfaßbar ist: kein Fortschritt in der ethischen Haltung! Und doch ist es so: die Welt der Dinge hat sich wohl in manchem verändert, die Welt der Seele ist die gleiche geblieben. Die ethische Haltung war zur Zeit des Tacitus ohne Tadel, und man hatte gar keine Veranlassung, sie „fortzuentwickeln". Mit äußerst anschaulichen Beispielen belegte Professor Neckel die Behauptung, wie sie in der Benennung seines Vortrages ausgesprochen ist, und gab ein deutliches Bild der seelischen Wesenheit germanischer Frühzeit. Drei Haupttugenden sind es, die herrschen: Treue, Mut und Ritterlichkeit; alle drei aber ruhen in der Ehre.

Der dritte und letzte Tag brachte die Fahrt zur gewaltigen Herlingsburg und zum Königshof Alt-Schieder. Die Führung hatte Herr Lehrer Brauß außerordentlich sorgfältig vorbereitet. Teudt begründete dann noch einmal seine schon mehrfach geäußerte Ansicht, daß Anlagen wie die Herlingsburg nicht lediglich als Fluchtburgen angesprochen werden könnten — schon völkische Gründe müßten eine solche Benennung verbieten —, es handele sich vielmehr vornehmlich um Kultplätze. Alle durch Umhegung (Wälle, Mauern, Hecken usw.) zu bestimmten Zwecken ausgesonderten Stätten hießen Burgen. Nur einzelne der großen Volksburgen, wie die Sigiburg (Hohensyburg) und Eresburg sind mit der Absicht erbaut, Festungen im Kriege oder Fluchtburgen zu haben. Wie die meisten großen Burgen auf Bergzipfeln, so sind sämtliche kleinen und kleinsten alten Ringwälle als kultische Stätten, als „Kirchen" und zugleich als Plätze für die öffentlichen Feste und Versammlungen anzusehen. Natürlich konnte man sich dort im Notfalle verteidigen, aber dieser Gesichtspunkt ist nicht der wichtigste. Ganz ähnliche Erscheinungen können wir heute noch in Siebenbürgen betrachten: Die „Wehrkirchen", sind sie in erster Absicht als Festungen oder als Kirchen erbaut? Bei der Herlingsburg haben wir noch als durchschlagenden Beweis für Richtigkeit dieser Auffassung den uralten Pyrmonter Gebietsschlauch, der bis zum Gipfel führt und nur zu erklären ist, wenn man an einen Kultplatz denkt, zu dem mehrere Stämme Zutritt haben sollten. Für die altgriechische Welt ist die Bedeutung eines gemeinsamen Heiligtums längst bekannt. Wir kennen den Demetertempel zu Anthela an den Thermopylen, wo sich die Vertreter der umwohnenden Stämme zum gemeinsamen Opfer versammelten. Wir kennen den späteren sakralen Mittelpunkt Delphi. Haben jene Stämme, die aus Norden nach Hellas einwanderten, den Gedanken eines gemeinsamen Heiligtums in ihrer neuen Heimat erst vorgefunden oder haben sie ihn schon mitgebracht? Alle Anzeichen sprechen dafür, daß ihnen jene Einrichtung etwas längst Geläufiges war. Die Herlingsburg ist das Heiligtum einer germanischen Amphiktyonie! — Auf der Burg hielten Teudt und Fricke-Schwalenberg außerdem noch Vorträge über die Ortung.

Von der Burg ging die Fahrt zum Hohlweg am Maienturm, von dort weiter am sog. Römerlager vorbei nach Schieder, wo die Mittagsrast gehalten wurde. Durch den Königshof Alt-Schieder führte dann Herr Studienrat Spenz. Besonders eigenartig ist die Lage des Kalenberges zu Alt-Schieder. Über den Externstein bei Lügde ging dann die Rückfahrt nach Pyrmont.

Als Tagungsgebiet für das nächste Jahr ist der Harz ausersehen worden. Wir hoffen, daß auch die nächste Tagung ebenso zu aller Zufriedenheit verläuft, wie die diesjährige!

Bremen. (Anschrift E. Ritter, Kreftingstraße 10.) Vorträge Winter 1933/34.

Oktober: Der Tote und sein Haus in der germanischen Vorgeschichte. Hans Müller-Brauel.

November: Das Christentum und die germanische Vorgeschichte. Pastor Raschke, Bremerhaven.

Dezember: Die Antike und die germanische Vorgeschichte. Studienrat Siebert.

Januar: Goethe und die germanische Vorgeschichte. Dr. H. Eggers.

Februar: Die deutsche Zukunft und die germanische Vorgeschichte. Oberstleutnant Lamotte.

März: Bremen und die germanische Vorgeschichte. Studienrat Dr. Schecker.

Hagen. Eine Wanderung am 25. Juni 1933 begann in Herdecke, einem alten Ruhrstädtchen, dessen Kirchengründung auf eine Nichte Karls d. Gr. zurückgeführt wird. Auf dem Kirchplatz sind noch die Grundmauern der früheren größeren Kirche erkennbar. Welche Gründe für den Kirchenbau an dieser Stelle vorgelegen haben, ist noch nicht klar. Die Erinnerung an den „Klosterbrunnen“, aus dem nach dem Volksglauben die Kinder geholt wurden, ist durch einen Stein wachgehalten, auf dem ein Storch dargestellt ist. Eine Inschrift besagt:

„Hier war der Klosterpütt
Jetzt ist er zugeschütt!“

Eigenartig ist in Herdecke die große Zahl von Sonnendarstellungen an den Häusern. Auch die Holzverstrebungen der schönen Fachwerkhäuser weisen besonders reiche Erinnerungen auf. Manches „Runenhaus“ mit „Sonnenzeichen“ fällt auf! Ob der angrenzende „Sonnenstein“, ein Berg, der sich etwa 100 m über dem Städtchen erhebt, hierauf Bezug hat? Sonnensteine als vorgeschichtliche Stätten sind auch sonst bekannt. Auf dem Sonnenstein bei Herdecke befinden sich Wallanlagen und Hügelschüttungen. Die anliegenden Flurbezeichnungen — Wiemberg — Auf dem Stein — Follenstein — Auf dem Brennen — Teufelskanzel — weisen wohl ebenfalls in die vorchristliche Zeit.

Herr Risse, der Führer des Tages, hatte einige Tage vor der Wanderung hier einen kleinen Feuersteinschaber (mittl. Steinzeit) gefunden.

Auf dem Sonnenstein fand im vorigen Jahrhundert das alljährige „Sonnensteinfest“ des Rhein.-Westf. Turngaus statt.

Vom Sonnenstein aus führte die Wanderung zur „Peterskirche“ und „Petersbrunnen“ auf der Hohensyburg. Der „Peters“ (!!)-Brunnen, einst ein geweihter Ort, ist nur noch durch einen Kanaldeckel kenntlich! Obwohl der Brunnen auf dem Berge (innerhalb der alten Vorburg) liegt, versiegt er kaum in den trockensten Sommern.

Die „Peters“-Kirche wird auch auf Karl den Großen zurückgeführt. Herr Baurat Schmitt-Wöppke fand an einem Kapitäl an der Eingangstüre die gleiche fratzenhafte Darstellung, die auch an den Externsteinen zu finden ist. Es ist ein Kopf mit Spitzohren, aufgerissenem Maul und Bart! Die Erkundung solcher Abbildungen weist wohl auch manchen Weg zur Vor- bzw. Frühgeschichte. (Pfr. Prein wies kürzlich in einem ähnlichen Fall auf „Antichrist“-Darstellungen hin!)

Die alten Grabsteine an der Kirche tragen noch eine große Zahl symbolischer Zeichen, Hausmarken, Sonnendarstellungen, Steinmetzzeichen u. dgl. Die Gedankengänge Herman Wirths weisen hier manchen Weg zum Verständnis.

Sodann wurden noch die mächtigen Wälle der Vor- und Hauptburg, die in den Kämpfen der Sachsen mit den Franken eine große Rolle spielten, besichtigt. —

Am 30. Juni hatten wir die Freude, Herrn Dir. Teudt in unserm Kreise zu begrüßen. In zwangloser Aussprache wurden wertvolle Anregungen gegeben.

Am 2. Juli sprach Herr Teudt vor einem größeren Lehrerkreis. Der Vortrag fand lebhaften Beifall. Es ist zu hoffen, daß die Schulen auch der Vorgeschichte erhöhte Beachtung schenken.

Im Juli wurde von einer Hagener Ortsgruppe der NSDAP. eine Autobusfahrt ins Lipperland zur Besichtigung der wichtigsten geschichtlichen Stätten veranstaltet.

Ko.

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte

Anschriften

Hauptstelle: Freunde germ. Vorgeschichte, Detmold, Bandelstr. 7.
Ortsgruppen:
Berlin: Studienrat E. Weber, Spandau, Roonstr. 16
Bremen: E. Ritter, Kreftingstr. 10
Essen: Studienrat Ricken, Essen-Stadtwald, Sunderholz 35
Hagen i. W.: Ingenieur Fr. Kottmann, Eppenhauser Str. 31
Hannover: Reg.- u. Baurat Pritze, Falkenstr. 8
Osnabrück: Frau Dr. Kringel, Herrenteichstr. 1

9. 8. 1933.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933 — September / Scheiding — Heft 9

Verratene Heimat

Von Wilhelm Teudt

Zu den Befreiungskämpfen des Sachsenstammes gegen Karl

Je mehr sich die Beurteilung der Taten des Westfrankenkönigs Karl als entscheidend für unsere innere Stellung zu der germanischen Kulturfrage erweist, um so größere Aufmerksamkeit werden wir den geschichtlichen Ereignissen der karolingischen Zeit zuwenden müssen.

Historische Romane mit ihrer Aufgabe, Charaktere herauszuarbeiten und die Verkettung der Ereignisse bis in Einzelheiten hinein einleuchtend zu machen, bieten eine vorzügliche Handhabe, die Geschichtsauffassung, aus der sie erwachsen sind, auf innere Wahrheit und Annehmbarkeit zu prüfen.

Werner Jansen hat es mit der ihm eigenen dichterischen Gestaltungskraft, die wir aus seinem Werke „Das Buch Treue“ kennen, unternommen, uns mit dem Buche „Verratene Heimat“ in die verhängnisvollen Geschehnisse der 31jährigen Freiheitskämpfe der Sachsen gegen das Frankreich des 8. Jahrhunderts einzuführen und — wie der Verlag Westermann, Braunschweig, meint — „in flammenden Blitzen mit jener martervollen Zeit zugleich unsere Zeit zu zeigen“.

Wenn in Jansens Nibelungendichtung die ungeheuere Spannung Siegfried-Hagen ihren moralischen und schicksalhaften Ausgleich in dem Tode aller findet und darüber hinaus kaum ein Konfliktstoff auf der Seele des Lesers lasten bleibt, so ist der Verlauf in Jansens Sachsendichtung umgekehrt: Karl und Wittekind umarmen sich. Als bitteres Ergebnis bleibt eben die „Verratene Heimat“. Sollte eine Umarmung Karls und Wittekinds, also eine volle Versöhnung, wirklich stattgefunden haben, worüber die Berichte schweigen, so würde sie meinem geschichtlichen Denken nur der Ausdruck des unermeßlichen Unheils sein, das die durch Niederwerfung der Sachsen ermöglichten Romanisierungsbestrebungen über das deutsche Volkstum gebracht haben.